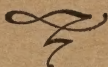
Britanniens neue Dichtung.

Britanniens neue Dichtung,

verdeutscht von Karl Arns,
eingeleitet von Paul Selver.



1923
Verlag von August Greve, Münster i. W.

Druck von Friedr. Wilh. Fretlöh, Bochum.

Vorwort.

Daß dieses Buch trotz der Ungunst der Zeiten zustandegekommen ist, dafür gebührt der Dank zunächst dem Verfasser der Einleitung, dem bekannten londoner Literaten Mr. Paul Selver, von dem der größte Teil des Materials stammt, ferner dem Verleger, welcher der Sache solches Interesse und Verständnis entgegengebracht hat, und — last not least — dem Drucker, meinem früheren Schüler, Herrn Heinrich Fretlöh, der ihr gern Zeit und Arbeitskraft opferte. Die Übersetzungen wollen ein anschauliches Bild der zeitgenössischen englischen Lyrik geben, indem sie Proben aller in der Einleitung genannten Richtungen bieten. Erschöpfend können und wollen sie nicht sein, aber an keiner typischen oder bedeutenden Erscheinung sind sie vorübergegangen, und manche Namen, die Selver nicht ausdrücklich erwähnt hat, wird man darunter finden, wie z. B. die Iren Padraic Colum, James Joyce, Francis Ledwidge, Thomas Macdonagh, Seumas O'Sullivan, Joseph Plunkett, u. a. m. So „modern" wie Claire Golls vielbesprochene Anthologie amerikanischer Lyrik „Die neue Welt" ist diese Sammlung nicht, und doch möchte sie eine Art Gegenstück dazu sein.

Bochum, 1. Januar 1923

Karl Arns.

Einleitung.

I.

Die neuen künstlerischen Strömungen, die sich während der neunziger Jahre in fast ganz Europa geltend machten, hinterließen auch in England tiefe Spuren. Hier war die Tätigkeit der Dichter, die besonders im sogen. „Yellow Book" zu Worte kamen, gewissermaßen eine Auflehnung gegen die Engherzigkeit des viktorianischen Zeitalters gewesen. Daher ihre Vorliebe für ausländische, insbesondere französische Literatur, für stark erotische Motive, überhaupt für alle Möglichkeiten in der Kunst, welche neue Lebenswerte voraussetzten und welche vom kleinlichen Geschmack der offiziell anerkannten Kritiker jahrelang verpönt waren. Daher Beardsleys raffinierte Graphik, Dawsons zur Schau getragene Verkommenheit, Wildes ad absurdum geführtes Ästhetentum. Trotzdem diese Dichter zuweilen auf Abwege gerieten, so ging aus ihren Bestrebungen doch manches Wertvolle hervor. Man verdankt ihnen z. B. John Davidsons wuchtige Rhythmik, Francis Thompsons mystisch inbrünstige Gesänge, W. E. Henleys urwüchsige Rhapsodien. W. B. Yeats schuf seine wundervollen Gedichte im Banne dieser Bewegung, und Arthur Symons dichtete ganz im Geiste Verlaines, dessen Verse er auch als Wesensverwandtes ins Englische übertrug. Wie tief und nachhaltig diese Dichter auf die englische Literatur einwirkten, ließ sich erst später ermessen. Durch ihr Schaffen bereicherten und verfeinerten sie die Sprache, deren Melodik sich entsprechend entwickelte. Außerdem erweiterten sie die geistigen Horizonte der heranwachsenden Intelligenz. Ihr Verdienst ist es in sehr hohem Grade, daß die jüngeren englischen Schriftsteller aus der modernen französischen Literatur weitgehende Anregungen geschöpft haben.

Auffallend verhängnisvoll ist das Los der englischen Dekadenten gewesen. Mehrere unter ihnen wurden von einem tragischen Geschick ereilt und endeten in Krankheit, Wahnsinn oder Selbstmord. Auf die stürmischen Tage ihrer Tätigkeit folgte eine Periode der Ruhe und Erholung. Daß es auch eine Periode der

Vorbereitung war, bewies die Anthologie „Georgian Poetry" im Jahre 1912. Das Erscheinen dieses Sammelbandes, dessen erster Jahrgang neun Auflagen erlebte, bildet vielleicht den eigentlichen Ausgangspunkt der neueren englischen Poesie. Im Vorwort schrieb der Herausgeber E. M. (Edward Marsh): „Wir veröffentlichen dieses Buch in dem Glauben, daß die englische Poesie nochmals eine neue Kraft und Schönheit entfaltet!'

In dieser Anthologie sind fast alle bedeutenden Dichter des Zeitalters vertreten, das durch die Benennung „Georgian" angedeutet wird. Als der erste Band erschien, konnte von einer engeren poetischen Gruppe, die durch gemeinsame Tendenzen verbunden war, eigentlich nicht die Rede sein. Formell zeigten sie sich noch ziemlich konservativ, aber in stofflicher und stilistischer Hinsicht war die Sammlung von bewundernswerter Mannigfaltigkeit.

Hier sei nur auf den Inhalt des ersten Jahrgangs hingewiesen: Vertreten sind darin 17 Dichter mit Beiträgen, die fast ausschließlich im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts entstanden sind. Manches davon gehört zum Wertvollsten, was die neuere englische Poesie überhaupt aufzuweisen hat. Gleich am Anfang steht eine dramatische Szene von Lascelles Abercrombie, die sich durch ganz außerordentliche Sprachkraft auszeichnet. Das wuchtige Gefüge des erhabenen und leidenschaftlichen Blankverses erinnert in seiner schöpferischen Fülle an einige der bewegten, farbenvollen Dichtungen John Davidsons. Kaum minder ergreifend sind die beiden von einer schier kosmischen Phantasie durchpulsten Gedichte Gordon Bottomleys. Außerdem findet man ein schwungvolles Balladenfragment von G. K. Chesterton, volksliedartige Verse von W. H. Davies, traumhaft gedämpfte Gedichte von Walter de la Mare und eine eindringliche Arbeit von John Masefield, die von dessen Hang zur realistischen Epik beredtes Zeugnis ablegt. Hier meldeten sich ferner Rupert Brooke (übrigens war Brooke der eigentliche Urheber der „Georgian Poetry". Auf seine Anregung hin hat sich E. Marsh dazu entschlossen, die Herausgabe zu übernehmen), dessen frühzeitiger Tod im Kriege zu einer Überschätzung seiner hohlen Wortkunst führte, James Elroy Flecker, ein begeisterter Jünger der französischen Parnassiens, der mit 30 Jahren an der Schwindsucht gestorben ist, W. W. Gibson, der die aufgeputzte Romantik seiner Erstlingswerke hier nachdrucksvoll abstreifte, D. H. Lawrence, dessen überhitzte und dekorative Erotik bezeichnend für seine spätere Entwicklung ist, T. Sturge Moore, der eine an Theokrit erinnernde Idylle bietet, und James Stephens, dessen echt irisches Temperament sich in Groteske und Inbrunst ergeht.

Die späteren Jahrgänge der „Georgian Poetry" brachten auch Proben von jüngeren Dichtern, übertrafen aber die erste Sammlung im großen und ganzen nicht. Im dritten Jahrgang meldeten sich J. C. Squire und Siegfried Sassoon. Jetzt beginnt der Geist der Bewegung sich ganz merklich zu ändern. War der Name „Georgian" anfangs nur chronologisch zu deuten gewesen, so bezieht er sich nunmehr auf eine engere Dichtergruppe, die mit den ursprünglichen „Georgians" wenig gemeinsame Berührungspunkte haben dürfte. Interessant ist in dieser Hinsicht ein Urteil von Harold Monro, der als Mitarbeiter der ersten „Georgian Poetry" in der Lage war, die ganze Bewegung aus nächster Nähe zu verfolgen. In seiner Schrift „Some Contemporary Poets" (1920) bemerkt er über den vierten Band der „Georgian Poetry": „Dieser Band unterscheidet sich dadurch vom ersten, daß man ihn nicht für eine zufällige Auswahl aus der Poesie der betreffenden Periode halten könnte. Er ist dem Sammelwerk einer Gruppe allzu ähnlich." Der anerkannte Führer dieser Gruppe ist der bereits erwähnte J. C. Squire, seine namhaftesten Anhänger sind etwa Edward Shanks und W. J. Turner. Squire hat vortreffliche Parodien geschrieben, ist aber als Lyriker kaum mehr als mittelmäßig zu nennen. Überhaupt weisen die neueren „Georgians" alle Merkmale von Epigonen auf. Ihre Poesie scheint ohne schöpferischen Drang und inneres Feuer entstanden zu sein. Die stoffliche Verschiedenartigkeit, die man bei den früheren „Georgians" findet, ist hier einem beschränkten Ideenkreis gewichen, der nur als langweilig bezeichnet werden kann.

Alle derartigen Schlüsse über ihre Stellung in der englischen Poesie werden von den Mitgliedern dieser späteren Gruppe natürlich abgelehnt. So schreibt z. B. E. Shanks in der „Revue de Genève (Januar 1921) darüber: „Man neigt gern zu der Ansicht, daß diese Dichter eine abgeschlossene Gruppe bilden. Diese Bezeichnung trifft nicht zu. Tatsache ist, daß diese Dichter diejenigen umfassen, die E. Marsh für seine Anthologie „Georgian Poetry" ausgewählt hat. Die angebliche „Gruppe" hat kein Programm und kein Glaubensbekenntnis, nicht alle ihre Mitglieder kennen einander persönlich, und nicht immer bewundern sie sich gegenseitig. Die Gemeinsamkeit des Geschmacks und des Ziels, die sie besitzen sollen, entspringt eher einer persönlichen Auffassung seitens Mr. Marsh als ihrem (oder seinem) absichtlichen Versuch, eine Gruppe zu bilden." Hierbei behandelt Shanks die ganze Frage, als ob die „Georgian"-Bewegung von 1912 gleichbedeutend wäre mit der „Georgian"-Gruppe von 1921. Das ist ganz bestimmt nicht der Fall. Shanks fährt fort: „Nachdem sie vielfach gelobt worden sind, wurden diese Dichter zur Zielscheibe einer ziemlich strengen Kritik. Vorgeworfen hat man

ihnen ihre falsche Einfachheit, ihre allzu große Abhängigkeit von ihren Vorgängern, ihre Neigung, allzu banale und leichtverständliche Gegenstände, -- den blauen Himmel, die grünen Wiesen, die Vögel und die Blumen, – anzudichten. Sie würden darauf antworten, wie mir scheint (da ich einer dieser Dichter bin, muß ich mich hüten, in ihrem Namen zu antworten, denn dazu habe ich keine Berechtigung), daß ihre Inspiration in Wirklichkeit durchaus mannigfacheren Ursprungs ist, und daß, wenn gewisse Themata in ihrer Poesie vorzuherrschen scheinen, sich das ganz einfach dadurch erklären läßt, daß sie ihre Empfindungen wiedergeben." Diese sonderbare Erklärung kennzeichnet hinreichend den gegenwärtigen Stand der „Georgian Poets".

II.

Den „Georgian Poets" schroff gegenüber stehen die sogenannten „Imagists". Seit einiger Zeit sind sie freilich fast verstummt, aber vor dem Kriege hörte man viel von ihnen. Begründer dieser Gruppe war Ezra Pound, ein amerikanischer Dichter, der sich noch ziemlich jung in London niederließ (jetzt lebt er in Paris), wo er mit seinen frühen Gedichtbänden „Exultations" und „Personae" einen gewiß nicht unverdienten Erfolg erzielte. Diese beiden Bücher zeugen nämlich von einer lebhaften Persönlichkeit, die sich den Dichtern des Mittelalters verwandt fühlte und auch von Robert Browning unverkennbare Anregungen empfangen hatte. Pound beschäftigte sich ferner mit den provenzalischen Troubadours und den älteren italienischen Dichtern (so besonders Guido Cavalcanti), aus denen er poetisch ansprechende, aber philologisch mangelhafte Übersetzungen veröffentlichte. Mit ungewöhnlichem Geschick hat er es verstanden, die komplizierten Versformen dieser Dichter im Englischen wiederzugeben. Dann hat er, seltsam genug, sich einer ganz entgegengesetzten Technik gewidmet, indem er fortan Reim und Rhythmus entsagte und eine unregelmäßige, wahrscheinlich den neueren französischen Dichtern abgeguckte Dichtungsart pflegte. Zweck und Ziel dieser Poesie war es, äußerliche Eindrücke festzuhalten und in scharfen Umrissen wiederzugeben (als ob das eine Neuheit wäre!), wobei möglichste Knappheit des Ausdrucks erstrebt werden sollte. Als Beispiel diene folgendes zweizeiliges Gedicht von Pound, das er als Musterbeleg seiner poetischen Grundsätze wiederholt angeführt hat:

„In a Station of the Metro.
The apparition of these faces in the crowd:
Petals on a wet, black bough."

(„Auf einer Station des Metros.
Die Erscheinung dieser Gesichter in der Volksmenge:
Blumenblätter auf einem nassen, schweren Ast.")

Diese Dichtungsart ist, wie man sieht, kaum hervorragend zu nennen. Aber Pound und seine Anhänger gebärdeten sich, als ob sie ein neues Evangelium verkündet hätten. Dazu kam noch die maßlose Intoleranz, mit der sie alle mit ihren Ansichten nicht übereinstimmenden Kunstschöpfungen höhnisch ablehnten.

Pounds ergebenste Jünger waren Richard Aldington, die Amerikanerin H. D. (Helen Doolittle, später mit Aldington verheiratet), F. S. Flint und T. S. Eliot. Aldington veröffentlichte einige Bändchen völlig ungenießbarer Verse („Images of Desire", „Images of War" und dergleichen mehr), sowie unglaublich schlechte Übersetzungen aus lateinischen und griechischen Dichtern (seine Auswahl aus Anakreon z. B. wimmelt von den ärgsten Schnitzern). Bedeutend besser ist H. D., die einige ganz hübsche Gedichtchen geschrieben hat. Der gewissenhafte aber langweilige Flint veröffentlichte, außer schwulstigen Versen, ganz unkritische Berichte über moderne französische Dichter. Aus Verhaeren hat er einen ganzen Band übersetzt, — aber in Prosa. Er behauptet nämlich in einer seiner hochtrabenden Kundgebungen, es bestehe gar kein Unterschied zwischen Poesie und Prosa, und es sei gänzlich verfehlt, fremde Gedichte anders als in Prosa wiederzugeben. T. S. Eliot, Pounds Landsmann, ein Literat von ungeheurer Belesenheit, hat mit seinem kalten Gehirn spitzfindige dunkle Verse geschrieben.

In den Sammelbänden der „Imagists" findet man auch Beiträge von Dichtern, die zu dieser Gruppe nur vorübergehende Beziehungen unterhielten oder die sonst nicht als regelrechte „Imagists" zu betrachten sind. Da ist zunächst D. H. Lawrence, dessen Gedichte ja auch in der „Georgian Poetry" erschienen sind. Sein einziger Berührungspunkt mit den „Imagists" lag wohl in seiner Vorliebe für reimlose und unregelmäßige Strophen. Dasselbe gilt von John Gould Fletcher, einem in London ansässigen Amerikaner. Nach seinen unreifen, unter Verhaerens Einfluß entstandenen Jugendwerken schrieb Fletcher eine Reihe von gefühlvollen, stilistisch hervorragenden Gedichten, in denen seine starke poetische Begabung beredt zum Ausdruck gelangt.

Es ist bezeichnend, daß so viele der „Imagists" Amerikaner sind. Überhaupt dürfte die spätere Entwicklung die-

ser Dichtungsart, von der man in England jetzt fast garnichts erfährt, eher der amerikanischen als der englischen Literatur angehören. (Hier verweise ich besonders auf Claire Golls Anthologie „Die neue Welt", die Proben der jüngsten amerikanischen Lyrik enthält.)

III. Die „Wheels"-Gruppe.

Im Jahre 1916 erschien unter dem Titel „Wheels" (Räder) eine lyrische Anthologie, deren bunter Inhalt vielfach verspottet, verhimmelt und angegriffen wurde. „Räder" hat man die Sammlung wahrscheinlich deshalb genannt, weil Nancy Cunard, eine darin vertretene Dichterin, also meinte:

„ . . . all our thoughts are Wheels
Rolling forever through the painted world,
Moved by the cunning of a thousand clowns."

(„ . . . alle unsere Gedanken sind Räder,
Die ununterbrochen durch die bemalte Welt rollen,
Die Behendigkeit von tausend Possenreißern setzt sie in Bewegung.")

Das ist nicht gerade sehr tiefsinnig, wie denn überhaupt die Anthologie viele derartige Weisheiten enthält. Dafür aber zeugten die meisten Beiträge von jugendlichem Übermut, einer planmäßigen Auflehnung gegen die leblosen Reimereien der „Georgian Poets" und reichen dichterischen Mitteln, welche man bei den „Imagists" weit seltener findet. Seit 1916 sind noch fünf Jahrgänge der „Wheels" erschienen, und die Anthologie hat sich nunmehr als wesentlicher Bestandteil der zeitgenössischen englischen Lyrik eingebürgert, obwohl sie im allgemeinen noch nicht als ganz salonfähig betrachtet wird.

Die führenden Geister dieser Bewegung sind die drei Mitglieder der Familie Sitwell, - Edith, Osbert und Sacheverell. Diese jungen Leute sind zweifellos begabt, aber die Effekthascherei merkt man ihnen zu sehr an. Edith Sitwell hat eine auf die Dauer ermüdende Vorliebe für grelle Farben und schrille Töne. Man wird von ihren prunkhaften Gedichten geblendet und betäubt. Aufgeputzte Spielpuppen, die mit ungelenken Bewegungen zur Musik eines Leierkastens tanzen, — das ist so ungefähr der Eindruck, den ihre Verse hinterlassen.

Ihre beiden Brüder sind vornehmlich Satiriker. Zuerst schrieben sie Invektiven gegen den Militarismus, wobei der Umstand, daß sie als englische Offiziere gedient hatten, ihren Ergüssen ein gewisses unsachliches Interesse verlieh. Dann haben sie angefangen, ihre literarischen Zeitgenossen anzugreifen. Mit besonderer Schärfe wendeten sie sich gegen die „Georgian Poets". Im letzten Jahrgange von „Wheels" (1921) befindet sich ein Gedicht, dessen schonungslose Offenheit an Popes „Dunciad" oder Byrons „English Bards and Scotch Reviewers" erinnert. Darin heißt es u. a.:

„Wherever poet meets a poet brother
(Or makes an income by reviewing each other)
The echo alters to ‚We never tire
Of hearing Squire on Shanks and Shanks on Squire'."

(„Überall, wo zwei Brüder-Poeten zusammentreffen,
[Oder sich bereichern, indem sie einander besprechen],
Hört man nunmehr das Echo: ‚Nie werden wir es möde,
Squire über Shanks und Shanks über Squire zu
vernehmen'.")

In England gehört viel Mut dazu, Namen so unumwunden zu nennen. Und es sei gleich gesagt, daß dieser Mut durchaus zu begrüßen ist. Denn was hier gegeißelt wird, ist tatsächlich ein elender Mißstand in der heutigen englischen Literatur, — gegenseitige Anpreisungen seitens eines beschränkten Klüngels, wegen dessen Umtriebe die echte Kunst verkümmern muß. Nur wäre man mit diesen Satiren besser einverstanden, wenn sie stilistisch und technisch ein wenig vollendeter wären, mit anderen Worten, wenn diese Dichter etwas mehr Selbstkritik üben würden.

Unter den übrigen Mitgliedern der „Wheels"-Gruppe sind einige recht begabte Dichter zu verzeichnen. So schreibt z. B. Iris Tree stark subjektive Lyrik, die spiegelblank und bilderreich dahinfließt. Ähnliche Vorzüge weist Sherard Vines auf, der jedoch in seinen jüngsten satirischen und humanitären Versen die hohe Wortkunst seiner früheren Gedichte nicht mehr erreicht. Wilfred Owen, der am 4. November 1918 an der Westfront gefallen ist, war einer der bedeutendsten englischen Kriegslyriker, aus dessen wuchtigen Rhythmen düstere und ergreifende Visionen aufsteigen. Außer Louis Golding, Arnold James und dem kampflustigen Alan Porter, drei vielversprechenden Talenten, muß noch Aldous Huxley erwähnt werden. Er ist ein moderner, unstet grübelnder Geist, der mit fremder, besonders französischer Literatur vertraut ist. In seinem poetischen Schaffen merkt man die Spuren von Jules Laforgue und den Symbolisten. Auch John Donne, der alte englische Dichter aus dem 16. Jahrhundert, — übrigens eine gewal-

tige, in seltsamer Sinnlichkeit wühlende Erscheinung, — dürfte ihn vielfach angeregt haben. Eine vorzügliche Kraftprobe, und sehr bezeichnend für Huxleys dichterisches Wesen, ist seine Übersetzung von Mallarmé's „Après-midi d'un faune". Überhaupt ist Huxley, was Geschmack und Bildung betrifft, einer der verdienstvollsten englischen Schriftsteller der jüngsten Generation. Seine skeptische Anlage hat er wahrscheinlich von seinem Großvater, dem berühmten Naturforscher, ererbt. In letzter Zeit hat er sich vor allen Dingen als Prosaiker betätigt, wobei er wiederum als Nachfolger der Franzosen, — man denkt in erster Linie an Anatole France und Remy de Gourmont, — hervorgetreten ist. Alles in allem ist Huxley eine vornehme Persönlichkeit, von der man noch sehr viel erwarten darf.

IV. Andere Dichtergruppen.

Seit etwa sieben Jahren erscheint bei dem verdienstvollen Verleger Blackwell in Oxford die Anthologie „Oxford Poetry", in der nur an der Universität Oxford Studierende vertreten sind. Blättert man in den früheren Jahrgängen dieser Publikation, so begegnet man vielen jetzt anerkannten Namen. Hier ist z. B. Aldous Huxley mit der bereits erwähnten Übersetzung aus Mallarmé aufgetreten. Andere bedeutende Dichter, deren Erstlingswerke in „Oxford Poetry" abgedruckt wurden, sind, außer dem auch der „Wheels"-Gruppe angehörenden Sherard Vines, die begabten Robert Nichols und Robert Graves, die alle beide als Kriegslyriker in der „Georgian Poetry" Aufnahme gefunden haben; Wilfred Childe, ein ungewöhnlich feinsinniger Dichter, in dessen Versen verträumte Stimmungen und inbrünstige Mystik vorherrschen; der elegante und weltmüde T. W. Earp; der mit Geheimkünsten und Hexereien operierende E. H. W. Meyerstein; der Naturlyriker Edmund Blunden, der mit seinem Gedichtband „The Waggoner" einen verdienten Erfolg erzielt hat, und schließlich Russell Green, dessen Verse sich durch einen zarten, elegischen Tonfall und einen reichen, wenn auch zuweilen etwas manierierten Stil auszeichnen. Eine Zeitlang war Green Herausgeber der Vierteljahrsschrift „Coterie", die während ihres Bestehens der Tummelplatz für viele der namhaften jungen Dichter gewesen ist. Aus den fünf Nummern, die vom Frühjahr 1919 bis Dezember 1920 erschienen sind, könnte man eine ganz hübsche Anthologie der jüngeren englischen Dichtung zusammenstellen. Denn obwohl

diese Zeitschrift „Coterie" hieß, sind darin Vertreter aller bereits genannten Richtungen zu Worte gekommen. Unter den Mitarbeitern waren z. B. T. S. Eliot, Richard Aldington, J. G. Fletcher, Osbert Sitwell, Edith Sitwell, Harold Monro, Edmund Blunden, Robert Nichols, F. S. Flint, Wilfred Owen, Douglas Goldring, H. D. und Iris Tree. Schade nur, daß es nicht möglich war, dieses wertvolle Unternehmen aufrechtzuerhalten.

Überhaupt haben die jüngeren englischen Zeitschriften, in denen die heranwachsende lyrische Generation Aufnahme findet, gegen große Hindernisse zu kämpfen. Manche sind, wie „Coterie", nach tapferem Ringen wieder eingegangen. Andere fristen eine unsichere Existenz weiter. Zu diesen gehört „Voices" (inzwischen verschollen), die von Thomas Moult, einem strebsamen Lyriker und Kritiker, geleitet wird. In „Voices" erschienen zum ersten Mal die kraftvollen Gedichte von F. V. Branford, dessen Erlebnisse als Fliegeroffizier ihn zu einem wahrhaft kosmischen Gedankenflug aufgerüttelt haben. Der unlängst veröffentlichte Band „Titans and Gods" enthält einige der schönsten Sachen, welche die moderne englische Lyrik aufzuweisen hat.

Sonst wäre noch etwa die von Harold Monro herausgegebene Monatsschrift „The Chapbook" zu nennen, die, nach längerem Schweigen, im Februar 1922 wieder aufgetaucht ist. Jede Nummer bildet ein in sich geschlossenes Ganzes, bald eine kleine Anthologie, bald eine Sammlung kritischer Aufsätze. Aber was im „Chap Book" bisher gebracht wurde, ist zu ungleichwertig, als daß man darüber günstig urteilen könnte. Der eifrige aber unkritische Monro druckt neben Gutem und Mittelmäßigem auch unglaublich wertloses Zeug ab.

V. Schlußbemerkungen.

In dieser Übersicht wurde der Versuch gemacht, die Richtlinien der heutigen englischen Lyrik anzudeuten. Zu diesem Zweck erwies es sich als notwendig, die ganze Bewegung in Gruppen schematisch einzuteilen, wobei einige ganz hervorragende Dichter unbeachtet blieben. Es sind dies hauptsächlich solche, die sich zu keiner besonderen Richtung bekennen und sich somit einer genauen Klassifikation entziehen. Man findet sie sowohl unter den älteren wie auch unter den jüngeren Lyrikern. An erster Stelle sei der herbe und sprachschöpferische

Thomas Hardy erwähnt, dessen Gedichte kaum minder bedeutend sind als seine erzählende Prosa. Auch George Meredith, neben Thomas Hardy der hervorragendste Romanschriftsteller seiner Zeit, hat einige bemerkenswerte Gedichte hinterlassen. Weniger bekannt ist der fast gleichaltrige C. M. Doughty, der in einer schweren, altertümelnden Sprache große epische Dichtungen, z. B. „Die Klippen" (1909), „Die Wolken" (1912), „Mannseele" (1920), — geschrieben hat. Hierher gehört auch der „Poet Laureate" Robert Bridges, ein feiner und stiller Lyriker, in dessen Gedichten man nichts Unaufrichtiges oder Geschmackloses findet.

Hochzeitslied.

O komm', erlesner Morgen komm',
Der Luft das Licht zu spenden,
Laß reu'n den Himmnl seine Dunkelheit:
Die Welt laß werden weiß an allen Enden
Und mach' die Erde wieder grün.
In neue, schöne, frohe Stunden
Laß aus der Schatten Kreis sie fliehn,
Der Erde Freude neu erwache,
Sie strahl' so frisch und klar im Tau
Wie deine Stimme, holde Frau.
Dir winkt, o Morgen, seltenster der Tage,
Die wunderbarste Pflicht:
Was uns des Abends Lieb' versprach,
Sollst du erfüllen, hehrer früher Tag,
Den Glanz gestalten zur Vollkommenheit,
Den er uns prophezeit.
Denn als der junge Mond erschienen war,
Die feuchte Luft mit ros'ger Glut zu füllen,
Erkannten beide unsre Liebe wir
Und wußten, daß du, Morgen, würdst erstehen,
Uns einen lang ersehnten Wunsch zu stillen.
Doch standen beide wir vor Staunen starr,
Vor Freude fast geblendet,
Als grad' der Mond, in klare Luft getaucht,
Ein golden Licht entsendet,
Und gegen ihn ein schwarzer Hügel kroch,
Ein Felsenunhold mit dem Rücken krumm,
Auf dem die Fichten wuchsen weit ringsum,
Ein Raubtier mit der Schnauze in den Pranken
Lag schlummernd er und schien so elend doch,
Als jagten furchtsame Gedanken
Im Traume seines Herzens Blut. Fürwahr

Der jungen Liebe war er unsichtbar,
Der schwarze, stumme, lange Hügel,
In dem der Schmerz der Erde schlief. — Ja, wir
Erträumten goldne Wunder daraus schier
An Schönheit. Reine Freude ward
Der Liebe Furcht. Der Schrecken war gebannt,
Der träumend dort geharrt!
Der goldne Mond war leuchtend weiß
Wie unsre Seelen, welche brannten heiß
Erfüllt zu schauen, was uns prophezeit:
Der Mond erblich, zog plötzlich dann
Ein Wolkenkleid bescheiden an
Und wandert in die Dunkelheit:
Im Schatten stehend sahn wir, wie verschwunden
Der Wunderhügel. Kurz zuvor
Öffnet am Himmel sich ein enges Tor,
Ein Tor mit Perlen ganz umwunden;
Der Erde Nacht schien da zu drängen,
Gleichwie des Bettlers Blicke gierig hängen
An einem festlich lichten Raum,
Darin des Mondes Silberglanz verschlossen.
Und lange sahn auch wir
Voll Sehnsucht auf zu dir,
O Morgen, komm' mit deinem Licht,
Und bald sei es auf uns herabgegossen!

Lascelles Abercrombie.

Die Nacht.

Du hehre Nacht, zur Schlafestür
Hältst immer noch die Schlüssel du,
Schließt sich das müde Auge mir,
Gib du die Ruh!

Und wenn dem toten Tage singt
Das Requiem ein ferner Chor,
Mach', daß ein Schlummerlied mir klingt
Ins wache Ohr.

Halt' alle, die der Gram zernagt,
Fern dieser Ruhestätte hier,
Ein kurzes Glück sei neu gebracht
Im Traume mir.

Umschweb' mein Aug' in weitem Flug,
Laß dämmern nicht mein Ruhgemach
Und täusche mich mit trautem Trug,
Du hehre Nacht.

Hilaire Belloc.

Botschaft.

Durch meine Haustüre schritt
Ein braungrüner Kobold herein,
Ein Bursche runzlig und klein, —
Er hockte sich nieder und saß in des Zimmers Mitt',
Er kauert und harrt
Und fibert und starrt.

Ob westlich der Hain gerötet,
Ob Blätter fallen im Wald,
Ob reifen die Nüsse bald,
Ich frug, ob der Fluren Garben man alle gerettet,
Die Äpfel geborgen gut,
Die Herden in sichrer Hut.

Ein Stimmchen flüstert sogleich:
Die Blätter fallen noch immer,
Der Hügel goldener Schimmer
Schwand zwischen Brockhampton und Sudeley. Die Ernte ist reich,
Wir warten, und er entwich
Und ließ meinem Kummer mich.

Wilfrid Blair.

Almosenempfängerinnen.

Wo sich das Dorf verliert am Quincey Wall,
Da lebt, verehrt von allen, im Spital,
Ein Frauenpaar, das sich mit Zärtlichkeit
Liebt wie ein Brautpaar je zur Frühlingszeit.
Sie sind schon über siebzig längst hinaus
Und wohnen lange in dem winz'gen Haus;
Sie teilen alle Armut, alle Not,
Die Furcht vorm Tode, der am Tore droht.
Der Abend läßt sie trauern; steigt die Sonne,
Erglänzt ihr matter Blick von lichter Wonne.
Ach, wie die schönen Tage reich beglücken,

Wenn Leut' am Wegesrand entzückt erblicken
Der Frucht und Blüten Fülle, die gewunden
Um ihre Schwelle sich; welch' lange Stunden
Sie starren auf der Blüten schwellend Wogen:
Wo Drachenmäuler, buschige Melissen,
Stockrosen, Springkraut, Stabwurz und Levkojen,
Heilkräft'ge, breite Malvenblätter sprießen,
Mit grünen Fingerspitzen Esauhand:
Solch traute Namen fliehn der Lippen Rand.
Sie tummeln sich mit frohen Kindermienen,
Im dürft'gen Kleid, geflickten Holzpantinen,
Ganz weisheitsstolz, wenn sie von junger Beeren
Zukünft'ger Frucht mit Eierschalen wehren
Breitmäul'ge Buben, aber sie verweilen,
Ob durch's Gezweig noch klettern Nachbars Eulen,
Ob in der Dämm'rung sie durch's Gäßchen spähn
So langbeschwingt und stolz; die Stunden gehn,
Und zaghaft in der Kammer sie sinnieren,
Wenn vor dem Fenster Sturmesboten schwirren,
Sie lauschen, wie vorüberknarrt die Post,
Der Turmuhr Dröhnen schweigt, vom Sturm umtost.
Sie schüren dann das Feuer, das so grell
Bestrahlt die Fürstenbilder, so gespenstisch hell,
Verblichene Kalender, das Geschirr,
Der Stundenuhr anmut'ge Blumenzier.
Sie beten unter Küssen oft und Tränen,
Der Tod mög' beid' zur selben Stunde nehmen,
Der weise Hänfling auch, der alte Freund,
Sei auch befreit, mit ihnen dann vereint,
Daß aus dem Schatzhaus ziehen sie zu Dreien
Beim Abendglockenklang im blüh'nden Maien.

Edmund Blunden.

Atlantis.

Wer kennt die Sänger in Atlantis? Wer
Zählt ihre Lieder, weiß um ihre Namen?
Des Meeres eigenes Gemurmel schweigt
Vor den Geheimnissen der stummen Tiefe,
Erzählet nichts in seinen dumpfen Rhythmen,
Als der Atlantis letzte Wellen brachen
An seiner Decke, die da schweigend schwillt.

Die Jahre, Fluten, Meilen, Wogen wandeln
Die Menschenkenntnis nicht von Menschenherzen —
Da Bäume, Felsen, Wolken uns umschließen,
Lebt in uns der Atlantis Dichtung fort:
Ein Held gab den Gemeinen sich zum Opfer,
Die mißverstehend ihn ermordeten
Und mißverstehend ihm Anbetung zollten;
Ein Weib war lieblich, und man focht um sie,
Brannt' Städte nieder, macht' aus Männern Sklaven,
Doch sie macht' länger alle sie zu Sklaven;
Ein Wandrer müht' sich ab auf all den Inseln
Der unbeständ'gen Meere, des Planeten,
Den öden Läutrungsstätten seines Herzens,
Die Heimat suchend, die verlorne Liebe.

Die Poesie wächst in der Menschen Herzen:
Ob in Nirwana, ob in Himmelshöhn,
Die ewge Schönheit welket nimmermehr,
Der Dichtung Form ist wie der Menschen Leib,
Nur irdne Schale, dient als Schale nur,
Der Hastige wird nimmer bei ihr weilen;
Und ist die Menschheit tot, die Erde kalt,
Versinkt der Poesie Unsterblichkeit.

Gordon Bottomley.

Der Soldat.

Sollt' sterben ich, denkt von mir dieses nur:
Ein Winkel ist auf einer fremden Erden,
Der immer England ist. Auf reicher Flur
Soll dort ein reichrer Staub geborgen werden
Ein Staub, dem England Leben eingehaucht,
Ein Körper Englands atmend Englands Luft,
Der in der Heimat Flüsse gern getaucht,
Geliebt dort Sonne, Fluren, Blütenduft.

Und denkt, dies Herz, gelöst von allen Plagen,
Ein Puls im Weltenall, gibt doch zurück,
Was England einst gedacht, geschaut, gehört;
Träumt Englands Träume noch von frohen Tagen,
Der Freunde Freuden und das Friedensglück,
Die unter Englands Himmel ihm beschert.

Rupert Brooke.

Sonett.

Mich greift der Tod, lang eh' ich meinen Schutz
Dir noch gewähren kann; er wirft mich jäh
Hinein in Schatten, Einsamkeit und Schmutz
Des letzten Lands! Wenn ich dort wartend steh',

Fühl' einen kühlen Wind ich einstmals fegen.
Ein Licht naht langsam von dem Styxe her,
Die Toten ringsum unbewußt sich regen
Und zittern. Und ich weiß, du bist nicht mehr.

Du schreitest, eine frohe Traumgestalt,
Durch diese schwarze Schar behend wie immer,
Du sinnst, beginnst und siegst, dein Auge strahlt —
Du einz'ger Geist, wie blendet mich dein Schimmer! —

Du reckst dein lieblich braunes Haupt sogar
Vergnüglich in der alten Toten Schar.

Rupert Brooke.

Das geschäftige Herz.

Ist alles zu dem Abschied vorbereitet,
Fülln mich Gedanken, welche nie zerbrechen.
(Mein Herz nicht gerne leeren Herzens scheidet)
Ich denk' der Lieb', von der die Dichter sprechen:
Die Greise schlummern, Mütter liebend wachen;
Die feuchte Flur harrt auf den Erntesegen;
Der Säugling weint, um weinend noch zu lachen;
Der junge Himmel lächelt nach dem Regen;
Die Abendruh' durchhuschen Sehnsuchtsschwingen;
Die hehre Weisheit, edle Melodie,
Sie leben fort. Von tausend lieben Dingen
Träum' liebend ich und koste langsam sie.
Ja, ich genieße sie wie Kostbarkeiten.
Ich muß die Ruhe meinem Herz bereiten.

Rupert Brooke.

Der Brunnen.

Horch, der Brunnen rauschet sacht,
Graue Vorzeit grub den Schacht,
Nimmer will ein Vers verklingen,
Will von altem Glanze singen,
Klagend ob der Zeiten Flug.

Nicht mehr schaun an ihrem Grabe
Wir Andromache; kein Sklave
Bringt dem Herrn des Wassers Last,
Sklaven winkt nicht frohe Rast,
Fremd spricht man des Rechtes Spruch.

Worte, spendet uns voll Huld
Hoffen, Sehnen und Geduld,
Gras, blüh' auf des Grabes Dach;
Wird ein kärgliches Gemach
Ruhstatt uns, so sei's genug.

Francis Burrows.

Ich preis' die zarte Blüte, die mir zur Winterzeit
Im Gartenhause glühte, dem Trauertag zur Freud'.
Mir ward ihr Liebesstrahl zur Herzensqual.

Ich preis' die holde Maid, die glücklich lächelnd mich
Ließ hoffen kurze Zeit, als freud- und glücklos ich,
Die mich mit neuen Schwingen ließ aufwärts dringen.

Ich aber nimmer wag' von Lieb' zu sprechen ihr,
Wie schön ich immer sprach, nie lauscht' die Rose mir:
Im Lied will ich sie binden, daß all' sie finden.

Robert Bridges.

Animula vagula.

Die Nacht regt sich im Schlaf, sie atmet sacht
Und seufzt; von unsichtbaren Türmen schallen
Die dumpfen Schläge um die Mitternacht,
Um in dem eignen Echo zu verhallen;
Mein Herz, gedenk' der Zeit.

Wie Rauch zerwehn die Töne in die Stille,
Die Stunden schlagen schläfrig, friedlich weiter,
Die goldne Gunst zu nutzen wär' dein Wille;
Du aber spielst mit ihr nur achtlos heiter
Und träumst wie eine Maid.

A. Y. Campbell.

Der Sang des Elf.

Der blauäugige Spielmann Elf
Trug Haare nach Frauenart,
Rauh griff die beringte Hand das Schwert
Und rührte die Saiten zart.

Und rührte er wenige Saiten nur,
Der Menschheit Herz in ihm glühte
So heiß als trüge zu Grabe man
Ein Kind in des Lebens Blüte.

Sie fühlten jenseits von Dänemark
Sich weiten das Land der Lieder,
Sie hörten des guten Rheinstroms Flut
Im Herzen ganz Deutschlands wieder.

Sie fühlten das Land der Lieder, wo
Die Gaben am Baume sprießen,
Die Mädchen spenden den Morgentrank
Und leichter die Tränen fließen,

Die Starken, die Frauen gleich sich freun
Und die kein Leiden betrübt,
Als er von Balder sang, den umsonst
Des Himmels Götter geliebt,

Von Balder, dem Schönen, welchen nicht
Der Himmel zu retten vermocht,
Bis daß die Welt wie ein Tränenmeer,
Darin jede Seele wogt.

Doch Etwas wird vergessen stets,
Freut sich die Welt überall,
Da lange schon aus der Götter Reich
Zu uns gesendet kein Mistelzweig
Und lautlos schneeigem Pfeile gleich
Gefallen der Pfeil der Qual.

Des Herzens geblendete Seite ist's,
Das rechte Tor ist es nimmer;
Die grüne Pflanze wächst und bedräut
Allmächtige Liebe zur Frühlingszeit;
Denn niemals ist die Liebe gefeit,
Vergessen wird etwas immer.

Gilbert K. Chesterton.

Der Esel.

Als flog der Fisch, der Wald noch ging,
Die Feige wuchs am Dorn,
Als einst der Mond war blutigrot,
Ward sicher ich gebor'n.

Mit Scheusalskopf und ekler Stimm',
Mit Flügelohren schier,
Satans lebend'ge Parodie
Von sämtlichem Getier.

Ihr mögt den vogelfreien Lump,
Den Sündenbock nur schinden,
Ihn höhnen, sein Geheimnis wird
Er nimmermehr euch künden.

Ihr Narrn! Auch ich hatt' meine Stunde,
Die weite, stolze, süße,
Als man umjauchzt' mein Ohr und streute
Mir Palmen vor die Füße.

G. K. Chesterton.

Lepanto.

Im ungeheuren Schweigen winzig, furchtlos naht
Des Kreuzzugs Lärmen sich entlang den stürm'schen Pfad.
Die Glocken stöhnen, die Geschütze dröhnen weit,
Don Juan von Österreich zieht jetzo in den Streit.
Goldig glänzend, purpurn dunkel spannen
Sich im nächtlich kalten Sturm die Fahnen.
Fackeln glühn auf Kesselpauken ringsumher,
Hörner und Hoboen und Kanonen, dann kommt er.

G. K. Chesterton.

Die gotische Rose.

Ihr findet mich, die Blume mit fünf Wunden,
Die weiße Ros' von Sarras, blau umdämmert
Von den Kapellenfenstern. Motten fraßen
Des Yorker Herzogs goldene Gewänder,
Kardinal Beauforts scharlachfarbnen Mantel;
Kein Licht brennt an zerbrochnen Silberarmen,

Wo Richard einst mit Leoparden speiste:
Glaubt ihr, die Schönheit schwand, die meine Engel
Den blauäugigen Engländern gespendet,
Da das Gestein ein finstrer Himmelstraum,
Ein stein'ger Dornenkranz die Ros' umwindet,
Ein dürftig' Licht die Dornenkrone segnet?
York bleibt Mariens weiße Rose immer,
In köstlich Blut getaucht bleibt Lancaster,
Mag niederliegen der Altar, erbaut
Vom Römerkönig, in Eborakum,
Dem dreigetürmten, selbst Mariens Kloster.

W. R. Childe.

Der letzte Abt von Gloucester.

Wie Alabaster schlummert fein und zart
Das Mittelalter. Sie verkannten, ach,
Wie höllengrausam jenes Unheil ward,
Das ihres Himmels morsches Blau zerbrach.

Ja, stumm verharrt, gekrönt und im Talar,
Der Römer letzter, hehre Hallen schweigen
Wie Elfenbein, die Nischen am Altar
Wie Jungfraun zittern, die dem Psalm sich neigen.

Die Ruh' ist hin mit ihm, sie kehret nimmer,
Der duft'ge blaue Weihrauch steigt nicht mehr,
Die stolzen goldnen Tempel Staub und Trümmer,
Ja, alles starb, es war zu schön, zu hehr,

Zu schön zu leben; es wird nicht vergehn
Vorm Höllenhauch der Welt; das Diadem
Der Vision soll'n nie die Menschen sehn,
Da blüht im Mittagsklang Jerusalem.

W. R. Childe.

Die alte Frau von der Landstraße.

Hätt' ich doch ein kleines Haus!
Mit Herd und Hausrat eingerichtet!
Mit eines Meilers Glut dabei
Und Torf in Stößen aufgeschichtet.

Ach, wenn ich doch ein Uhrwerk hätt',
Dess' Pendel auf- und niederschwingt!
Ein Schrank gefüllt mit Porzellan,
Das weiß und blau und braun mir blinkt!

Ich fegte Herd und Diele rein,
Ich wäre tätig alle Tag',
Ich stellt' das bunte Hausgerät
Sorgsam zurück in Sims und Fach!

Des Betts gewiß könnt' rasten ich
Am Herde abends ganz allein,
Möcht' missen nie der Uhr Tick-Tack,
Mich stets des Hausratglanzes freun.

Ich bin des Straßenschmutzes müd',
Wo niemand wohnt, kein Strauch gedeiht,
Des Nebels und des Finsternis,
Des Sturmes und der Einsamkeit.

Zum Herrgott bet' ich jede Nacht,
Ich bet' zu Ihm tagein tagaus,
Er schütz' vor Wind und Regen mich
In einem eignen kleinen Haus.

Padraic Colum.

Wiegenlied.

Kommt, Männer vom Felde,
Herein mit Bedacht!
Geht leise, leise,
Ihr Männer geht sacht.

Mavourneen will scheiden
Von uns in das Land,
Dort hüllt ihn Maria
Ins blaue Gewand!

Daß Rauch nicht und Kälte
Von draußen dringt,
Daß nicht durch die Türe
Die Neugier blinkt.

Ihr Männer vom Felde,
Kommt leise und stumm!
Maria legt eben
Den Mantel ihm um.

Padraic Colum.

Herbstabend.

Die Schatten flackern, es flieht der Tag,
Ich träum' im traulichen Ruhgemach,
Die braunen Schatten recken sich hoch,
Sperlinge schwatzen: Was fehlt mir noch!

Die Seele suchte ein fernes Land,
Wo Feen fliehen auf flücht'gem Sand,
Wo herbstlicher Regen im tollen Trab
Stürzt auf die verzauberte Stadt herab.

Die schläfrige Seele will nicht heraus,
Sie findet Wärme und Glück zu Haus:
Wo just die Schatten erklettern die Wände,
Sperlinge schwatzen: Das wär' das Ende.

Francis Cornford.

Unwetter.

Mein Hirn braut schwarze Wetter,
Die schwere Stunden brüten:
Bis sie mir Worte regnen,
Mein Sinn birgt fallende Blüten
Und Vögel stumm erschrocken.

Kommt nur, ihr schwarzen Stürme,
Um Stunden schwer zu brüten;
Wenn eure Worte regnen,
Denk' ich an tanzende Blüten,
An Vögel, die frohlocken.

William H. Davies.

Zu kurze Tage.

Wenn Primeln aus dem Lenz entspringen
Und blaue Veilchen auch erblühn,
Die Vögel singen froh im Grün,
Wenn Bäche, kaum geboren, singen;

Wenn Falter schwirren in der Luft,
Als wären sie zu früh beraubt
Der Schöpferhand, der Biene Haupt
Sich senket in den tiefen Duft;

Wenn silberweiß die Wölkchen blinken,
Als wär'n zerbrochne Monde sie,
Dann hüllt sich diese Welt zu früh
In Finsternis, will mich bedünken.

W. H. Davies.

Das Beispiel.

Du bist, mein Schmetterling,
Vorbild für mich,
Liegst auf dem rauhen Fels,
Fühlst glücklich dich
Freundlos und ganz allein
Auf lieblos hartem Stein.

Mag meine Lagerstatt
Hart immer sein,
Dem kleinen Falter gleich
Will ich mich freun,
Dess' glücklichem Gemüt
Wird jeder Stein zur Blüt.

W. H. Davies.

Die Bäume.

Ich kannt' die Namen nicht und sah aufs Neu
In euren Zweigen doch der Schönheit Segen,
Ich bet' wie ein Druide voller Scheu
Und fühl' die Heidenseel' im Lenz sich regen,
Die Blätterkeime drängt's zum Lichte all,
Der rauhe Leib, von mattem Moos umgeben,
Ehrwürdig grau, er zeugt von dem Verfall,
So schimmern auf der Erde Tod und Leben.

Edward L. Davison.

Erstgeburtsrecht.

Daß ihm ein Sommerabend wich,
Fürst Ramses von Ägypten klagt;
Klein Ariadne grämte sich,
Als doch zerfiel des Sommers Pracht,
Und Jung Verona auch erblich,
Als flücht'ge Schönheit deckt' die Nacht.

Wir wissen ja, wie weh es tut,
Wenn früh verweht des Weißdorns Duft,
Wenn keinen unsrer Küsse Glut
Aus Grabes Abgrund wiederruft,
Da Ramses, Ariadne ruht
Und Romeo in tiefer Gruft.

John Drinkwater.

Äpfel im Mondschein.

Im Hause oben liegen Äpfelreihn,
Vom Himmel fällt des Mondes Licht herein,
Grün sind sie wie des tiefen Meeres Schein,
Der Mond umwölkt sich in herbstlicher Nacht.

Die Maus kratzt im Getäfel, kratzt, und dann
Regt nichts sich droben, weder Maus noch Mann;
Die Wolke flieht, der Mond darf wieder nahn
Und sprenkelt die Äpfel mit meergrüner Pracht.

Sie liegen im Gebälke schwärzlich fahl;
Des Mondes Silberlicht fließt Strahl auf Strahl
Hernieder auf die lichten Träumer all',
Die steile Stiege schweiget darunter.

Die Flure unten hüllt der Schlummer ein.
Dem Monde bieten sie ein stiller Stelldichein
Als jemals im Gezweig; die Äpfelreihn
Verkläret des schweigenden Mondes Wunder,

John Drinkwater.

Kräne.

Den ganzen Tag war'n sie dem Menschen dienstbar,
mit ems'gem Schwirren Ziegelkästen schwingend,
nun quäl'n auch sie die Wünsche, welche lauernd
die lange Nacht heimsuchen.

Sie stehen stumm.

Aufrecht erdulden sie metallnen Schmerz,
erstarrt zu kalter Geste,
Greifarme,
die zum Himmel ragen.

Sie schauen Stern nach Stern
die Nacht hindurch,
nach ihnen hungert sie.

Regungslos,
durchbebt von Sehnsucht,
wolln sie vergebens
vom Himmel eine goldne Blüte pflücken.

T. W. Earp.

Stille.

Wenn sich kein Wort mehr regt,
Wenn ruht jede Hand,
Wenn der Schlüssel im Tore steckt,
Wenn der Sonne Brand
Fällt auf das schwarzumsäumte Wiesenland;

Wenn zwischen der Uhr verklungnem und nächstem Geläut
Die Stille summt leise,
Wenn stieren Blickes der Raum mit der Zeit
Flüsternd sich dreht im Kreise,
Rhythmen und Reime zu formen bereit,

Dann fliegt mein Sinnen in die Nächte grau,
Die Träume sind entflohn:
Hör' nur die Erd' sich drehn und schau'
Des Äthers uferlosen Strom,
Nur daß ich ohne deine Hand ertränk', weiß ich genau.

James Elroy Flecker.

La vie cérébrale.

Ich bin allein — allein,
Und nichts ist da — nur ich,
Verlangt's zu sterben mich,
Darf nichts am Leben sein.

Das Ew'ge in mir flüchtet
In zeitliche Gestalt,
Hab' eine Bühne bald
Zum eignen Spiel errichtet.

Ist mir durch Zeit und Raum
Des Mimen Kleid gegeben,
Dann meistre ich das Leben
Nach Willkür wie im Traum.

Und meinem Wunsch zu eigen
Ist das, was ist und war:
Ich schaffe Sterne gar,
Die in die Lüfte steigen.

Die Toten stell'n sich ein
Wie Lebende im Traum,
Ich kann mir Rom erbau'n,
Um's in den Wind zu streu'n.

Babylon und Athen
Weckt in der Nacht mein Hauch,
Und Troja reckt sich auch,
Um in das Nichts zu gehn.

Ich wechsle Weiß und Grün
Im Flug der Jahreszeit;
Erdenk' mir Blumen heut',
Lass' morgen sie verblühn.

Die Dinge, Menschen schwanken
Dem flücht'gen Strome gleich,
Im Traum bau' ich mein Reich,
Zerstör' es in Gedanken.

Wenn ich einst müde bin,
Sei, was mein Hirn erdichtet,
Sei all sein Werk vernichtet
Und ich und alles hin.

Robin Flower.

Mehr als lieblich.

Das Feuer summt,
Der Sturmwind brummt,
Der Eichbaum stöhnt,
Die Sommerluft
Erklingt und dröhnt,
Die Brandung ruft,
Das Tosen weit und breit
Ist lieblich, voll Entzücken
In Einsamkeit.

Mehr kann beglücken
Das stille Licht
Der Sommerpracht,
Des starren Mondes in der Nacht,
Wenn auf dem Meer der Strahl sich bricht.
Und neue Schönheit gießt
Die Ruh' in mich —
Aus jenen Sternen fließt
Still, feierlich
Mehr noch als Schönheit und als Licht
Ins wogende Gewirr
Des Herzens mir.

John Freeman.

Geranien.

Im Glas die Blumen auf der Fensterbank,
Die gegen Londons leuchtend blaue Nacht
Im kalten Gaslicht glühen rötlich froh,
Sie sind mein eigen: während irgendwo
In einem Gäßchen finster, stinkend, schwül
Liegt einsam, müde auf dem dürft'gen Pfühl
Ein armes Weib, des Straßenlärms nicht acht.

Triefäugig, hohl vor Trunk und Gier und krank,
Die schäb'ge Haube nickend ins Gesicht,
Faßt' sie aus düstrem Gange mich und spricht:
„Der Strauß fünf Pfennig, bin noch nüchtern heut',
Fünf Pfennig sind ein Bett, versag's mir nicht."

So leuchtend rötlich froh
In tiefer klarer Glut
Sternloser Dunkelheit
Erglühn sie mir zur Freud'.
Behaglich irgendwo
Die kranke Vettel ruht.

Doch morgen leben diese Blumen nicht,
Die heut in Schönheit blühn; es mögen morgen
Vergehn die karge Lust, die schweren Sorgen
Des alten Leibs mit wackelndem Gesicht.

Sie nutzt nicht mehr, kann nicht ein Glas mehr trinken,
Wird gleich Kleopatra in Schlaf versinken,
Braucht um ein Bett mit Blumen handeln nicht.

Wilfrid Wilson Gibson.

Der Abschied.

R. B. (Rupert Brooke)

Nun ist er tot.
Nicht faßt es mein Verstand.
Nur dies hab' ich erkannt:
Als er sich abseits wendend
Mir mit den Händen winkt,
Da hat sein junges Auge jäh geloht,
Mich wie der Abendsonne Glühen blendend,
Und er versinkt.

Wilfrid Wilson Gibson.

Westminster-Brücke.

(Juninacht).

Der Möven Schar schwirrt hoch und sinkt,
Zum Kreis sich sammelnd, und verschwindet,
Wo es im Westen grünlich blinkt,
Den Strom der Nebel Glühn umwindet.

Geschäftig und mit finstrem Blicke
So gleitet stumm der Strom und sacht
Jenseits der standhaft steten Brücke,
Wo kaum die Stadt zu atmen wagt.

Zum Sonnenuntergange sendet
Ein Mädchen bleich der Sehnsucht Schimmer,
Ihr nicht'ger Tag ist nun vollendet,
Ihr winken Nacht und Träume nimmer.

Douglas Goldring.

Sternengeplauder.

„Wollt, Zwillinge, ihr wachen
In kalter Nacht?"
„Wir wollen bis zum Weckruf wachen,
Bis sich die Sonne erhebt," sie sagen,
„Es ist nicht gut, in Schlummer zu sinken:
Gibt's Wein, wolln wir ihn zur Neige trinken,
Wir können nicht ruhn heut' Nacht,
Wir können nicht ruhn heut' Nacht."

„Friert euch, ihr armen Plejaden,
In kalter Nacht?"
„Ja, es friert auch die Hyaden:
Wir kauern uns," sagen die Plejaden.
„Zu sechs im Kreise: es hält uns warm
Wie in dem Sturme ein Vögelschwarm:
Das Wetter ist scharf heut' Nacht,
Das Wetter ist scharf heut' Nacht."

„Was jagst in bestirnter Nacht,
Orion du?"
„Dem großen Bären gilt meine Jagd,
Stier, Widder und Löwe," Orion sagt,
„Mit Sternenköcher und schönem Gehenk
Ein gutes Fell ich zu finden denk',
Die Schultern zu wärmen heut' Nacht,
Die Schultern zu wärmen heut' Nacht."

„Hast du's gehört, kleiner Bär,
In kalter Nacht?"
„Vom Leibe mir streifen möchte er
Den dicken Pelz," sagt der kleine Bär.
„Sein schrecklicher Pfeil jagt Angst mir ein:
Denk' ich daran, erstarrt mein Gebein,
Und der Frost ist grausam heut' Nacht!
Und der Frost ist grausam heut' Nacht!"

„Was treibst du, Wassermann,
In kalter Nacht?"
„Ich höre gar viele Klagen an,
Mir friert der Fuß," sagt der Wassermann,
„Krebslaich fand Mars im Eimer fürwahr,
Auf Delphinschuppen schimpft Venus gar
Und die Pumpe erfror heut' Nacht,
Und die Pumpe erfror heut' Nacht."

Robert Graves.

In der Wildnis.

Vor Güte war der Herr
Hungrig und durstig; drum
Ging in die Wüste Er;
Sprach den Verlass'nen dort
Manch sanftes Gnadenwort,
Sie lauschten ringsherum.
Als Ihn die Dommel rief
Aus der Ruine tief,
Horchte Er brüderlich.
Zum Abendmahle kam
Der fromme Pelikan
Andächtig, feierlich.
Selbst Basilisken ziehn
Zu seinen Homilien,
Dräuend in starker Wehr,
Stacheln am eklen Bauch,
Gier in dem Drachenaug';
Ein fliegend Rattenheer;
Alle, die elend sind,
Elend und krank und blind.
Und immer bei Ihm ward
Auf Seiner Wanderfahrt
Freund mit zerfetztem Rock,
Brennend an Fuß und Kehl',
Die arme simple Seel',
Der dürre Sündenbock;
Und vierzig Nächt' und Tag'
Folgte er Jesus nach,
Hinter Ihm wachte er,
Weint wie ein Liebender.

Robert Graves.

De Mundo.

. . . Dann stieg herauf die Vision der Welt,
Ein Chaos einer dunklen wirren Zeit,
Darin sich tummelt eine Menschenflut:
Aus altem Abgrund stiegen finstre Horden,
Sie mußten leiden, hassen, kämpfen, sterben.
Zum Turme häuften mühsam Stein auf Stein
Die Menschen, Sippen, Völker, Städte, Staaten,

Zum unbekannten Gotte ewig strebend:
Und Abenteurer ohne Führerstern
Entdeckten reiche Inseln, öde Küsten
Und immer Meere jenseits träger Meere
Stets ahnungslos in alten Fährten kreisend:
Ein Volk, das wandernd durch die Wildnis irrt,
Sie folgten blindlings finstren Feuersäulen
Und vagen Wolken ins gelobte Land,
Das überströmt von ewig wahren Flüssen,
Im auserlesnen Schiffe, niemals wissend,
Weshalb sie ihre Bande brechend, flohn.
Jedoch am Ende nahte die Verzweiflung,
Das goldene Gefäß zerbrach . . . .
Als Menschenbilder sah die Menschen ich,
Unsterblich sehnend sich in ird'scher Hülle,
Noch immer irrend auf der alten Straße,
Die sich zu unsichtbaren Höhen windet.

Und auf der geisterhaften Bühne spielten
Die Spieler die Moralität von einst, —
Verzweiflung lauert auf des Wandrers Leben,
Reichtum das Böse lohnend, Gutes strafend,
Und Pein und Sorge quälend Leib und Seele,
Der Riese Sünde Tal und Höhen meisternd,
Dem Menschen Schreine zur Anbetung bauend;
Verderben auch mit Schlangen in dem Haar,
Häßliche Gotteslosigkeit sodann,
Mit leerem stumpfem Blick zur Erd' sich beugend.
Als allerletzter kam Humanum Genus,
Die Schrift mit den Apostelworten tragend:
„Die Welt ist ohne Hoffnung, ohne Gott.“

So stand ich auf vom Sitz der Vision,
Zitternd und bleich macht' ich mich auf den Weg,
Betrübt, mein ganzes Schauen endet so: —
Das Herz durchbohrt, Verwirrung im Verstand —
„Geheimnisvoll beginnen wir und enden.“

Wozu noch Worte, da ich alles sprach?
Wozu noch Worte, wenn ich daran denke:
„Entweder lebt der Menschenschöpfer nicht
Oder die Sünde bannte seine Gnade;
Ja, und ein Abgrund trennet Mensch und Ihn.“

Russell Green.

Die Larve.

Ich schwebt' im riesigen Gemach,
Ich zählte Tür an Tür,
„Der Ort macht schwindeln mich, und ach,
So fremd erscheint er mir.
Der Boden schwanket schier.“ —
„Das Leben ist's“ die Larve sprach.

Ich frug: „Ich kam doch nicht, fürwahr,
Nach eignem Willen her;
Drum, Licht und Luft, o werdet klar,
Du, Boden, schwank' nicht mehr.
Ihr Türen, auf! So starr
Ist mir das Herz, so kummerschwer.“

Da sprach die Larve: „O Vassall“,
Und lächelnd sie erblich,
„Beim Schreiber von dem Weltenall
Beklagt' die Feder sich,
Unfaßbar sicherlich
Sei jedes Wort, was er befahl.“

Thomas Hardy.

Er wundert sich über sich selbst.

Was nützt die Hoffnung, der Verdruß?
Ich werde hin- und hergerissen
Nachtwandlern gleich. Ich möchte wissen,
Was ich sogleich vollführen muß.

Ob's mich zu hellen Augen zieht?
Ob ich die sieben Sorgen trage?
Des Himmels Sterne gar bewache?
Und denk', daß gleich dir einer glüht?

Ich bin ein Teil von einem Willen,
Mir ist ein Teil der Kräfte eigen,
Kann ich um Fingersbreit' sie neigen,
Mir einen schönen Wunsch erfüllen?

Thomas Hardy.

Eine zweifelhafte Lustbarkeit.

Nun will ich besaiten die Geigen,
Die Nachbarn lade ich ein,
Wir wollen uns drehen im Reigen,
Bis summen der Becher Reih'n,
Und schlürfen den Rum und den Wein.

Die seltsamste Antwort erscholl:
Zypressen wimmerten leise,
Der Nachtwind heulte so hohl,
Die Steine standen im Kreise,
Es schwoll die schäumende Weise ....

Thomas Hardy.

Die Wunde.

Ich war auf den Berg gestiegen,
In nebelumkränzter Glut
Sah westlich die Sonn' ich liegen
Wie eine Wunde voll Blut.

Gleich meiner eigenen Wunde,
Von der noch niemand gewußt,
Da niemandem ward die Kunde,
Daß sie mir durchbohrt die Brust.

Thomas Hardy.

Der Kanal.

Der Schwalben Flug stört nicht die schwarzen Träume
Des schlummernden Kanals; kein Glanz belebt
Den Spiegel; keiner Schönheit Reiz entschwebt
Der Himmelsbläue und dem Grün der Bäume;
Kein weißer Strahl fließt aus geheimen Höhn
Und strahlet wieder; keiner Sonne Blut
Weckt hier das Echo einer roten Glut;
Die Wasser rührt kein Blatt im Windeswehn.

Die Wasser zwischen blinden Mauern schlafen
Leblos und stumm. Da gleitet jäh ein Schwan
Aus breitrem Strom, dem lichtes Blau entquillt,
Um neu des Lebens Schönheit zu erschaffen
Mit seines Busens zauberhaftem Bild
Auf kahlem Wasserweg, und schwindet dann.

Aldous Huxley.

Nun tropft das Gold.

Nun tropft das Gold der sinkenden Sonne,
Das Blau nur lassend, das tief schlummernde Rot:
(Ruhig, schön im Vollenden, aber tot).

Schwarz tanzt der Blätter Grün am dunkelnden Himmel,
Der Sterne Silberlicht träumet so still
(Still wie der Tod, da das Gold niederfiel).

Die Fluten rinnen, mystisch lugen die Sterne.
Ich hör' des Windes sachten, lieblichen Sang
(Und fühl' des Todes Pulse in all dem Klang).

Und hast für einen Tag nur du mich verlassen
(Zum Sonnenquell fließt heim dein Leben, mich dünkt,
Dem Golde gleich, das ins Meeresdunkel sinkt).

Da du geflohn, ist alles ruhig und schön:
Die schwarzen Bäume wogen ins düstre Blau.
(Das Gold versank . . .) Von der Gärten Schatten, schau,

Wie nächtlich singt der Vogel dem Tode zum Preis
Auf zu den Sternen. Sein Lied ins Weite verklingt,
Damit es bald in Morgensänge versinkt.

Arnold James.

Erdenmusik.

Die Luft und Erde singen
Süße Musik;
Am Fluß die Weiden klingen
Den Ton zurück.

Mit ihm den Strom entlang
Geht Lieb' zur Seit'
Im schwarzen Blätterhaar,
Im blütenweißen Kleid.

Leis alle musizieren
Das Haupt gesenkt,
Die Finger rühren
Das Instrument.

James Joyce.

Gottesdienst aller Toten.

In roten Mänteln, weißen Hemden ziehn
Chorknaben, summend ihre Melodien,
Und Priester wandeln durch Zypressengänge
In Schwarz und Gold, zuletzt der Bauern Menge.

Den Pfad entlang bis zu dem Friedhof stehn
Die Männer Kopf an Kopf gedrängt und stumm,
Die Frau'n in schwarzen Hauben, sie erspähn
Des Todes Banner, das Mysterium.

Geneigten Haupts am Grab ein Vater steht
Die Hände weltverloren faltend zum Gebet,
Ein Weib mit bleich verschlossenem Gesicht
Kniet an dem Grab, sie hört und fühlet nicht,

Daß nahe zwischen den Zypressengängen
Chorknaben summen ihre Melodien,
Wie neben ihr die Kerzenflammen sprühn,
Wie um sie schweigend sich die Dörfler drängen.

D. H. Lawrence.

Im September.

Auf den Gefilden alles schweigt,
Still reift des Berges Korn,
Zum braunen sanften Hügel neigt
Sich schon des Mondes Horn.

Der teure Unbekannte ruft,
Nichts regt im Herzen sich,
Ach, meiner Jugendblüte Duft
Ist bald verweht wie ich.

Wie vor dem Sturm die Vögel fliehn,
So flieht mich auch mein Sang,
Ich hör' der Worte Melodien,
Doch schweigt der Laute Klang.

Francis Ledwidge.

Inschrift auf einer Ruine.

Ich stand am Tor, das wilde Meer
Hört' toben ich tief unter mir,
Im Schatten, bebend vor dem Speer
Des Lichts, und konnt' nicht fliehn von hier.

Der Mond umzog im West das Riff,
Und tiefer sich der Schatten senkt
Die Flut entlang bis an das Schiff,
Das zu der Feste Mauer lenkt.

Ich hört' ein Plätschern an dem Strand,
Ein leises Murmeln und das Schrei'n
Der schwarzen Vögel, meiner Hand
Entfiel das Horn aus Elfenbein.

Thomas Macdonagh.

Die Lauscher.

„Niemand da?" der Wandrer spricht und pocht
An die mondbeglänzte Tür;
Auf des Forstes farnbedeckter Flur
Grast sein schweigend Roß voll Gier:
Und dem Wanderer zu Häupten hoch
Aus dem Turm ein Vogel fliegt:
Und er schlägt die Tür ein zweites Mal;
„Ist denn niemand da?' er spricht.
Aber niemand kommt herab; kein Haupt
Aus der laubumrahmten Schwelle
Lehnt sich, ihm ins graue Aug' zu schaun,
Bang verstummt er auf der Stelle.
Ein Gespensterheer nur, das zur Zeit
Dieses öde Haus bewohnt,
Lauscht dem Rufe aus der Menschenwelt
Lichtumhüllt vom stummen Mond:

Füllt im matten Schein die schwarze Treppe,
Die zur leeren Halle führt,
Horchend in die Luft, die von den Rufen
Jäh durchbebt, durchrüttelt wird.
Wie ihr seltsam Schweigen Antwort gibt,
Fühlt sein Herz, dieweil im Wald
Auf dem schwarzen Rasen grast sein Pferd,
Von der Sterne Licht bestrahlt.
Plötzlich pocht er lauter an die Tür,
Spricht und hebt sein Haupt gar hoch:
„Ja, ich kam, doch niemand sprach zu mir,
Ich hab' Wort gehalten doch."
Nimmer regten da die Lauscher sich,
Wenn auch alles, was er sprach,
Durch des Hauses Schatten widerschallt
Von dem einen, der noch wach:
Doch den Fuß am Bügel hörten sie,
Wie am Stein das Eisen klirrt,
Wie die Stille leise rückwärts wogt,
Als der Hufschlag sich verirrt.

Walter de la Mare.

Arabien.

Fern sind Arabiens Schatten
Umzittert vom Mondesstrahle;
Um Mitternacht Fürsten reiten
Durch Waldesdickicht zu Tale;
Das Purpurgewölbe dunkelt,
Daß alle Blumen sich heben,
Um blühend zu bleichen Sternen
Am Mittagshimmel zu schweben.

Süß sind Arabiens Klänge,
Wenn aus den Träumen erwacht
Ich spähe im dünnen Zwielicht,
Wie sanft sie strömen und sacht.
Es schallt durch nächtliche Stille
Gar seltsam von Schmerz und Freude,
Sie spielen an grünen Ufern
Im dunkelseidenen Kleide.

Sie quälen mich — Lauten und Wälder;
Was ich auf Erden erblick',

Umschattet ein Traum; er rufet
Die bunten Bilder zurück:
Kalt schauen Augen und schweigen,
Kalt flüstern Stimmen und sagen:
„Den Geist hat der ferne Zauber
Arabiens fortgetragen."

Walter de la Mare.

Die spottende Elfe.

„Willst du nicht aus deinem Fenster schauen, Gill?"
Sprach die Elfe neckisch nickend in dem Garten;
„Kannst du nicht aus deinem Fenster schauen, Gill?"
Sprach die Elfe leise lachend in dem Garten;
Doch die Luft war still, die Zweige still,
Auch der Efeu an der Schwelle schwieg,
Niemals schaute aus dem Fenster Gill,
Da die Elf' im Garten spottet schrill.

„Was hat man getan dir, arme Gill?"
Sprach die Elfe flimmernd schimmernd in dem Garten;
„Wo hat man versteckt dich, arme Gill?"
Sprach die Elfe hurtig hüpfend in dem Garten;
Doch im Schatten stand die Mühle still,
Als die Nacht des Hügels Hang erstieg,
Nie sprach aus der kalten Hütte Gill,
Da die Elfe murmelt müd' im Garten.

Walter de la Mare.

Der Geist.

„Wer klopft?" „Ich bin's, ich komm' zu dir
Von einem düstren Orte,
Ich war so schön wie je ein Traum,
Ich poche an die Pforte."

„Wer spricht?" „Ich — der einst lieblich sang
Nach froher Vöglein Weise,
Wenn an dem Bach das Echo wacht;
Ich bin's, ich rufe leise."

„Schwarz ist die Stunde!" „Ja, und kalt."
„Einsam mein Haus." „Doch meins?"
„Vergebens strahlten Aug' und Lipp'."
„Die Toten wollen deins."

Still ward's. Ein mattes Dämmerlicht
Sich in den Flur ergoß.
Es tastet hoffnungsmüd' die Hand
Den Riegel ab, das Schloß.

Ein Antlitz späht. Die graue Nacht
In dumpfer Leere blinkt;
Und nur ein weites Sehnen bleibt —
Der holde Trug versinkt.

Walter de la Mare.

Musik.

Wenn die Musik erklingt, versinkt die Erde,
Damit, was lieblich war, noch schöner werde;
Die Blumen flammen in dem Wald ringsum,
Die Zweige recken sich vor Freude stumm.

Musik lockt die Najaden aus dem Bache
Mit Schönheit blendend mich, da ich erwache,
Das Antlitz brennt entzückt vom fremden Traum,
Vom feierlichen Echo bebt der Raum.

Erklingt Musik, bin ich, was einst ich war,
Eh' mich dies düstre Haus von Staub gebar;
Die Stunden fliehen aus der Zeiten Wald
Mit mir im Flug zum Lied, das fern erschallt.

Walter de la Mare.

Was bin ich, Leben?

Was bin ich, Leben? Ach, ein Ding gefügt
Zu Zellen nur aus ird'schen Elementen,
Ich kenne ihren ew'gen Meister nicht,
Kenn' ihres Wirkens Anfang nicht und Ende.
Ich bitt' sie nicht, sie wirbeln rastlos schier,
Ich weiß nicht, welche schwinden und entstehn,
Ich bin die Welt für sie, und sie sind's mir.
Soll ich sie preisen drum? Soll ich sie schmäh'n?

Ein Wunder, das in einem Wunder webt,
Beut Zwiesprach ich dem All, wenn Well' um Welle
Der Luftstrom wechselnd uns zu Häupten schwebt,
Wenn schwimmt der volle Mond aus seiner Höhle,
Die große Sonne nördlich steigt. Warum,
Nicht wie, frag' ich, mich selbst bestaunend, drum.

John Masefield.

Ich hört' eine Stimme vom Riff:
„Hier darfst, o Mensch, du nicht hausen."
's war Abend, und es wallt'
Die Flut auf den Strand mit Brausen;
Fern trieb zur See ein einsam Schiff;
Das Licht schien boshaft kalt,
Dieweil ich rücklings ritt
Auf dem gehörnten Ammonit.
War's Pan, der alle Wonnen
Den Bergesherden bringt,
Der in die muntren Bronnen
Mit seinem Bocksfuß sinkt,
Doch in Gestalt von Mensch und Mann?
Ich weiß es nicht,: Rief mich der Pan?
Als sänge es mir ins Ohr
Wie herbstlicher Regen, kam's mir vor:
„Verschwinde, o Mensch", da dachte ich,
Es möcht' vielleicht ein Teufel sein,
Der in dem Zwielicht schwelgt allein,
Der, bis es blaut, ist auf der Wacht,
Bis die Gespenster nahen sich;
Nur einmal noch rief's warnend mich:
„Verschwinde", und mich umschloß die Nacht,
Ich taste nach geisterhaften Dingen,
Die ruhn, wenn nächtliche Vögel singen —
Jäh schlug eine Möve ihre Schwingen,
Und ich verschwand.

E. H. W. Meyerstein.

Einsamkeit.

Ist alles fertig für die Abendruh
Und fliehen die Gedanken vor dem Schlummer,
Dann stehst im Dämmerlichte zögernd du,
Kannst weinen nicht vor Kummer.

Es stand das große, gute Hausgerät
Voll stummen Mitgefühls in allen Tagen
Recht wie ein lieber, alter Hausfreund, seht,
Doch nie wird das gedrängte Zimmer sagen:
„Den möchte ich verjagen.“

Das Hündchen gähnt und wälzt sich halb im Traum,
Streckt seine Pfötchen und blickt zu dir hin,
Es wedelt leise mit dem Schwanze kaum,
Als sagt' es, sieh, wie ich auch elend bin.

Die Diele knarrt, fern pfeift es durch die Nacht,
Es schlägt der Wind die Türe, daß es kracht.

Das Schweigen ist dem Glase gleich zerbrochen,
Und die Minuten wie gespornt entweichen,
Dann kommen langsam sie hereingekrochen,
Um nacheinander wieder fortzuschleichen.

Du senkst das Haupt, wischst eine Träne dann,
Die Einsamkeit rückt schweren Schritts heran.

Harold Monro.

Ein Duett.

„Frohes Blütenwinken, Düftewehn,
Blüten für das Haar gewunden schön,
Blütenträume herrlich anzusehn —“
„O, pflück' mir eine!“

„Kelch' mit blut'gem Gaumen, Lippe, Zahn,
Jeder Kelch errötet stumm und kann
Dir nur stammelnd flüstern: Komm' heran —“
„O, laß mich hören!“

„Zitternd lockt ein schwarzes Augenpaar,
Braune Augen voller Tränen gar,
Blaue Augen wolkenlos und klar —“
„O, schaut mich an!“

„Küsse wehend von des Meeres Hauch,
Küsse frei und schön, mit düstrem Aug',
Küsse kosend unterm Fliederstrauch —“
„O, gib mir einen!“

So sang ein Königspaar in Babylon.

T. Sturge Moore.

Euch schmerzt die Glut nicht, wenn das fahle Licht
Im Herbst, ihr Blumen, stetig euch umstrahlt;
Den Lenz, der nimmer kehrt, ersehnt ihr nicht,
Den Sommer nicht, der kam und ging so bald.
Euch, Schwache, hält umspannt
Des Herbstes Hand,
Die jedes Blättchen glättet, kosend mit ihm spielt,
Die, eh' ihr's ahnen könnt, verwundet hurtig-wild.

Wir, die beherzt der linde grüne Mai,
Woll'n wie die Bäume sein, die ewig blühn,
Woll'n mit euch messen uns, ob auch vorbei
Längst unsers Sommers goldne Rhapsodien.
Uns Mut'ge hält umspannt
Des Herbstes Hand;
Mag schnell der Winter sein und wild, uns raunt das Glück
Selbst aus dem herben Winde liebliche Musik.

Thomas Moult.

Das volle Herz.

Um Mitternacht an dem einsamen Strand
Hör' lange den Wind ich wehen und sacht;
Ich seh' der Gestirne friedliches Leuchten,
Die Woge fällt im Schweigen der Nacht.

Wenn längst ich die bittre Reise beendet,
Bringt andern, denen kein Licht entfacht,
Durch Euren Frieden die tröstende Ruh',
Ihr Freunde: Wind, Wasser, Sterne und Nacht.

Robert Nichols.

Die Zwielichtleute.

Durch Haselbüsche schleicht sich ein Geflüster,
Und eine Stimme flüstert lang und sacht,
Aus schwankendem Gezweige klagt es düster;
Ein Herz pocht in der stummen Berge Schacht.

Was ruft ihr Zwielichtleute immerzu?
Ein Rufen dringt zu mir vom Walde her.
Der Weise pflegt im stillen Gras der Ruh',
Die Starken trieb es alle übers Meer.

In meinem alten Herzen läßt das Klagen
Nur alte Träume flattern aus dem Grab,
Wie in den Winden, die den Wald durchjagen,
Die welken Blätter flattern auf und ab.

Seumas O'Sullivan.

Die Schau.

Ich stand auf schwanker Höhe mit dem Tod,
Ich wußte nicht, wie und warum ich oben.
Ich sah ein sieches, düstres, ausgehungert Land,
Grau und dem Monde gleich durchhöhlt vom Weh,
Von großen Blattern schillernd und von Schorf.

Durch seinen starrend rauhen, stacheligen Bart
Da wanden langsam dürre Raupen sich,
Als wollten sie die Wassergräben stopfen,
Wo sie sich krümmten, schrumpften und dann starben.

Die schlamm'gen Pfade hatten sie zerkratzt
Um Myriaden hügelgleicher Warzen.

Und das Getier kroch langgestreckt dahin,
Schwand aus der Dämmrung in verborgne Höhlen.

(Und ein Gestank wich aus den Moderlöchern
Gleich wie aus Mäulern oder tiefen Wunden.)

Auf dürren Füßen sammeln sie sich mählich,
Die Braunen zu den Grau'n mit starren Borsten,
Von grünen Feldern streben sie zum Schlamm.

Die üppigere Brut, die Grauen, packte
Den Rest. Sie fraßen gegenseitig sich.

Ich sah die Todesangst sich bäumen und ermatten,
Sah die gebiss'nen Rücken krümmen und sich strecken.

Entsetzt, was diese Schau bedeuten sollte,
Wank' ich der Erde zu wie eine Feder.

Der Tod fällt mit mir wie ein tiefer Seufzer,

Faßt einen Wurm, der seine Beulen barg
Halb in der Erde, doch nicht mehr weiter kroch,
Zeigt mir die Füße, vieler Menschen Füße,
Den frisch getrennten Kopf, ja meinen Kopf.

Wilfred Owen.

Sein Blut auf jeder Ros' ich seh'.

Sein Blut auf jeder Ros' ich seh',
Er weint herab aus Wolkenferne,
Sein Leib erglänzt im ew'gen Schnee,
Er blickt aus jedem Sterne.

In jeden Felsen, den Er schuf,
Schrieb er Sein Wort — ich höre Ihn
Im Donner und im Vogelruf,
Schau' Ihn, wo Blumen blühn.

Sein Fuß hat jeden Pfad gefunden,
Sein Herz durchbebt des Meeres Schaum,
Sein Haupt hat jeder Dorn umwunden,
Sein Kreuz ist jeder Baum.

Joseph Plunkett.

Dorfkirchhof.

Er liegt im schmucklos düsteren Gelaß,
Der frei einst war, im moos'gen Grabe hier;
Sein Name wird mit dem Gebein verwesen.

Was Regenguß zersetzte, Frost zerfraß,
Wer möcht' entziffern es in Wissensgier.
Durch gelbe fette Schichten dringend lesen.

Die Lettern, die dem Rater trotzen kühn,
Ihr dunkles Rätsel läßt sich lösen nie,
Im Leben ließ er die Unsterblichkeit

Aus seiner Phantasie der Welt erblühn.
Nun raunt Natur ihm ihre Melodie,
Einst hat ihn simpler Schottensang erfreut.

Alan Porter.

Salve Pontifex.

(A. C. S. = Algernon
Charles Swinburne).

Sie scheiden nacheinander,
Hoher Priester von Jacchus,
Anstimmend deine Melodien wie Winde,
Da Blätter flüstern an den lichten Tagen.

Und zahllos ist der Sand,
Die Meere jenseits sind ein einz'ges Meer,
Wie wir sind mannigfaltig in der Einheit.
Doch deine Freunde, kennend deine Weisen,
        Besänftigt und berauscht
Von deinen Melodien, ziehn
Dem Meere schweigend zu und lassen dich als Wächter
Für all die Rätsel,
        Hoher Priester von Jacchus.
Des Lebens Linien zieht dein Finger,
Und über jenen bunten Strand
Schaust du in die Unendlichkeit
Der blauen Himmelswogen,
Wie die drei Schwestern selbst
Greifst du die Fäden, und du kennest nicht
Anfang und Ende,
        Hoher Priester von Jacchus,
Du zauberst eine Fülle gar hervor
Von Ufern, schaust die Farben
Und hebst zum Sonnenuntergange
Die Stimme dann,
        Hoher Priester von Jacchus!
Aus den Geheimnissen der tiefsten Rätsel
Singst du ein dunkles, fernes Hohes Lied:
        Hoher Priester von Jacchus:
Vom Leben und vom Weg der Zwillingsschwester,
Des Todes als des Lebens Widerpart,
Von Nächten und der Nächte Stürmen,
Von stummen Stimmen, die den Seelen dienen
Der Nymphen, die im Dunkel sich beraten
An Strom und Hügelhängen
In der Bäume Schatten,
        Hoher Priester von Jacchus,
Das mannigfaltigste Geheimnis
Machst du zum trunknen Sang
Und wirbelst in die nächste Nacht
Die Bilder großer Taten
Und ihre Eitelkeit,
        Hoher Priester von Jacchus!
Ob die Gefährten sich dem Winde neigen,
Aus dem mit Zauberstimmen ruft Persephone,
Dich einsam lassend, um als Herr zu leiten
Mänaden, die den Hain durchstreifen
Auf rebumrankten Pfaden,
Um fern der Welt zu suchen

Des Jacchus Tollheit,
Um, die Geheimnisse des Trunkes meisternd,
Der Erde Totenklagen zu verwandeln
In Siegessänge,
Hoher Priester von Jacchus,
Laß blühen deinen alten Ruhm und zeuge
Berückende Musik,
O sprich!
Nun da dich überfällt der Abend,
Sprich über uns, die froh und demutsvoll
Den Wein von Jacchus trinken, der zuerst
Hat siegreich alle die bezwungen,
Die grad wie du geflochten haben
Den Traubenbündeln Weidenkörbe,
Worin der Ernte Quell sich birgt,
Hoher Priester von Jacchus,
Sprich deinen Zauber du
Beim Abschied über uns!
Gleich deinen Weggenossen, die
Sich eins gefühlet mit dem Meer,
Dieweil du sangst dein Hohes Lied,
Vor dem Altare aufrecht dienend,
Um den gewunden sich die Schatten
Der toten Jahre, wo dein Jacchus
Nicht schaute auf die Hügel, die,
Beachtet nicht, ihm keine Achtung zollten,
Hoher Priester von Jacchus,
Da nun so nahe du des Sandes Grenze,
Dort wo des Meeres Saphirgürtel
Sich windet um die Maid
Persephone, die frei nun für den Lenz,
O schau! Hauch' über uns
Das dreifach dich umgürtende Geheimnis,
Wodurch du, voll der Jahre, bist so jung,
Liebend die schmiegsame Persephone,
Die frei ist für der Jahreszeiten Fülle;
Wodurch du trotz der Jugend bist so alt
Und stellest dich vor die Persephone,
Die du so liebst,
Im Dunkel, grade zu der Zeit,
Da sie, zurückgekehrt zu ihrem Gatten,
Ist Königin und nicht mehr eine Maid;
Worin du bist nicht jung und auch nicht alt,
Am Rand des Meeres stehst,
Dich aus dem Sand verwandelst,

Hoher Priester von Jacchus,
Und Woge wirst,
Umschlingend allen Sand,
Da dich verwandelt ganz
Das Meer, das dich umgürtet.
Hoher Priester von Jacchus,
Sprich über uns!

Ezra Pound.

Konzertgesellschaft

(Ägyptisches Lager.)

Sie sammeln schon
Sich aus dem Zwielicht. Auf grau-blauem Sand
Leis schwatzend strömen Männer nach dem Ton.
Klavierspiel rasselt . . . tum — ti — tum . . .
Die Lampe strahlt ringsum,
Lockt sie aus Zeltreihnschimmer über scharr'nden Sand.

Singt Lieder uns von unserm eignen Land,
Ihr Frau'n im weißen Kleid.
Die Nacht verbirgt den Hunger unsrer Wangen.
Der Häupter Wall ragt in die Dunkelheit,
Die Augen tragen hoffnungslos Verlangen
Nach Stätten fern und weit.

Sie singen müd' und froh, in Braun ein junger Bann,
Ein Mime aus der Stadt, dürr, bleich und schlank,
Den Grauhut schief, fängt da zu klimpern an
Soldatenlieder, sehnsuchtsvollen Sang
Vom Krieg, vom Liebchen und vom Heimatland.
Und langsam . . . einzeln und im Chor man singt,
Wir lauschen lang, bis das Konzert verklingt.
Stumm schau' ich, wo der Krieger Schatten standen,
Bis stumm sie auf dem Flimmersand verschwanden.

Siegfried Sassoon.

Nacht auf dem Transport.

(Alexandria—Marseille.)

Es tobt die Nacht, die Sterne schimmernd blank
Schaun auf das Deck. Und die Zerstörer schlank
Begleiten uns wie Flecken schwarz und lang,

Den tück'schen Weg bewachend, tauchend scheu
Durchs wilde Meer und kalten Schaumes Spreu.

m Dunkel stumm wacht jemand bei den Kränen,
Das Truppenschiff sich durch das Dunkel wiegt,
Durch keine Spalte dringt Kabinenlicht.
Bespritzt von Well'n, die zischen und die dröhnen,
Hör' schaudernd vorm Verderben ich es stöhnen.

Zu Füßen mir regt seufzend etwas sich,
Langsam erkenn' ich, ob die Nacht auch blind:
Das ganze Sturmdeck ist gehäuft, bedeckt
Mit Burschen, wie in Schwärmen hingestreckt,
Seh', daß in Deckenhüll'n es Krieger sind.
Stumm ruhn die Schläfer trotz Gefahr und Krieg,
Schutzlos liegt Haupt an Haupt. Im Geist ich seh',
Wie stumm vor Schmerz ich einst bei Arras schlich
Auf Leichen stolpernd auf des Hügels Höh'.

Wir fahren heim. Aus Feuerräumen stieg
Durchs Schiff ein Fürchten zitternd, pochend, sausend.
Wir fahren heimwärts ... Opfer ... wohl Dreitausend.

Siegfried Sassoon.

Vor der Schlacht.

Die Abendsonne sinkt,
Der Wind weht breitbeschwingt,
Die Bäume flüstern scheu,
Das Wasser wirbelnd glüht,
Ein Vöglein ruft im Ried.
Tragt, Ströme, leis durchs Dunkel mich vorbei.

Ich aber bete nicht,
Daß sich die Furcht verkriecht,
Den Schlachtenlärm und -Donner ich veracht',
Der fort mich rufen will
Vom Teiche kühl und still,
Von gelber lichtumsäumter Lilienpracht.
Führ', Strom des Lichts und Schattens, mich durch die Nacht.

Siegfried Sassoon.

Zusammen.

Geht's durch den sumpf'gen Wald den ganzen Tag
Auf zähem Schmutz und über dichten Hag,
Dann denk' ich nicht an ihn:
Wenn feuchte Felder dunkelbrauner blühn,
Der Hund den Fuchs verliert und müd' das Pferd,
Dann wird er mich begleiten ohne Frag'
Heim durch das Dunkel an den Abendherd.

In Gassen jeden Steg er überwand;
Den schmutzdurchtränkten Zaum hält seine Hand;
Und knarrt der Sattel dann,
Möcht' wissen er, ob bald die Fröste nahn.
Und ich vergesse ihn im Morgenlicht.
Nie fängt er im Galopp zu sprechen an,
Doch an der Stalltür gute Nacht er spricht.

Siegfried Sassoon.

Herbst.

Des kranken Waldes fahle Heerschar sinkt
Vorm wilden herbstlich brausenden Orkan.
Aus seiner Klage eine Stimme dringt:
Was fruchtlos streitend Mensch an Mensch getan,
Bejammert sie. Der Menschen Leben dünkt
Mich Blättern gleich, die auf der Todesbahn
Gen Westen wirbeln in den Feuerherd.
Gequälter Jüngling, todeswunder Mann,
Wie euer Leid mir arg das Haupt beschwert.

Siegfried Sassoon.

Ich stand bei den Toten.

Ich war zu den Toten getreten
Ganz still und allein, im dämmernden Grau.
Mein Herze flüstert: „Sollst töten, sollst töten,
Der Morgen ist rot, o Krieger schau."

Ich schaut' durch den Regen kalt und fein
Die Reihen entstellter Leiber entlang.
„Mein Junge, wie naß ist das Antlitz dein,
Du blickst wie die Ebene trübe und krank."

Ich stand bei den Toten. Tot waren sie all'.
Ein Schreckensmarsch Herz und Hirn mir durchrollt,
Der Wind schwieg vor der Geschütze Schall.
Ich rief: „Tretet an. Empfangt euren Sold."

Siegfried Sassoon.

Alarmbereit. Charfreitagmorgen.

Ich war auf Wache von zwei bis vier.
Ich ging und sah zur Unterstandstür.
Sie schnarchen tief unten in dem Dunst.
„Alarmbereit!" flucht einer und grunzt.
    Der Morgen war neblig, der Himmel still,
    Die Lerchen sangen mißtönend schrill.
    Wie neidete ich ihr Glücksgefühl.
Durch Wasserpfützen watete ich
Nach vorn in den Grabendreck hinein.
Verflucht, daß die Nacht hindurch es goß.
Laß, Jesus, heute verwunden mich,
Dann glaube ich an dein Brot und Wein,
Und ich werd' die alten Sünden los!

Siegfried Sassoon.

Angriff.

Das Berggrat düster in die Dämm'rung ragt,
Purpurn verglimmt der Abendsonne Pracht,
Durchglüht den weh'nden Hauch noch, dessen Säulen
Den wildzerfetzten Hang umhüll'n. Und sacht
Kriecht Tank nach Tank zum Drahtverhau heran.
Sperrfeuer brüllt. Und lastgebeugt sie eilen
Bit Bomben, Flinten, Schaufeln, Schlachtgerät
Der starren Glut entgegen Mann für Mann.
Die Angst von grauen finstren Stirnen späht.
Die Männer überklettern schnell den Graben.
An Handgelenken bleich tickt schnell die Zeit.
Die Hoffnung ballt die Faust, blickt scheu zur Seit',
Sie tappt im Schmutz. Gott, laß ein End' es haben.

Siegfried Sassoon.

Versöhnung.

Steht ihr, wo euer Held begrahen liegt,
Beim öden Dorf, wo ihn die Kugel traf,
Auch deutsche Krieger waren treu und brav,
Vergeßt's im neuen stolzen Schmerze nicht.

Der Krieg vertierte, Häßliches geschah.
Ihr nährtet einen Haß so hart und blind,
Die Mütter eurer Kindesmörder find't
Ihr doch vielleicht in jenem Golgatha.

Siegfried Sassoon.

Die Nachhut.

Schrittweise tastet er den Stollen ab,
Die Fackel wirft ein spähend flackernd Licht.
Und eine krankheitsschwangre Luft er riecht,
Ein vages Kehrichtwirrwarr birgt die Nacht,
Hier die Matratze, dort ein Spiegelstück;
Zu Häupten ihm die düsterrote Schlacht,
Da fünfzig Fuß tief forschend irrt sein Blick.
Er tastet an der Wand, zu Füßen liegt
Ein Etwas, das ein Sacktuch halb verhüllt;
Des Schläfers Arm zu zerr'n er niederfühlt.
„Ich will zum Stabsquartier." Doch niemand spricht.
„Verdamm' dich Gott!" (Er wacht schon tagelang.)
Er tritt den Klumpen, der so leblos weich:
„Steh' auf, führ mich von dieses Orts Gestank."
Sein Fackellicht erhellt ein Antlitz bleich.
Wild starrt es auf, im Blicke noch das Bangen
Des Todeskampfs, der schon zehn Tag' vergangen.
Die Finger krall'n sich in die schwarzen Wunden,
Er tappt allein sich vor, bis er gefunden
Der Dämm'rung Geist, der rieselnd niedersteigt
Zu tauben irren Wesen unter Tag,
Die Schlachtenlärm nur hör'n mit dumpfem Schlag.
Angstschweiß in seinem Haar zuletzt er weicht
Dem Dunkel, bis das Zwielicht er erreicht,
Schrittweis' die Hölle lassend hinter sich.

Siegfried Sassoon.

Muspilli.

. . . Dämmern wird ein Tag,
Wo dieser wüste Zufallstraum verschwindet,
Die Sonne nicht mehr sinkt, aus Erdenklüften
Die fahlen, roten Feuerstürme fliegen
Mit plötzlicher Vernichtung, die im Wachsen
Die Zeit besiegt. Aus Myriaden Zungen
Sprühn Zaubersprüche, deren Schreckensmacht
Schmilzt Felsen wachsgleich in ein brodelnd Meer,
Reißt aus der Erde gier'gem Griffe alle Erze
In kochenden Kaskaden. In den Flammen
Der Erde Bau sich windet, ihre Schwere
Schweift ziellos, ihre Form sich krümmt. Der Meere
Entflammte, wahnsinnstolle Archipele,
Sie schwimmen Bergen gleich aus Natrium
In leuchtenden Flotillen, Fetzen spritzend
Von buntem Gärstoff. Jäh die Erde birst
In den Gelenken, daß die starken Sehnen
Sich straffen und der Lebenspuls erschlafft,
Ihr glühend Eingeweide sich enthüllt.
Sie saugt ans Herz die wogend wilden Fluten,
Speit dann in grenzenlosem Ekel dichte,
Kreischende Dämpfe zu erschreckten Sternen.
Zischend in Todesangst entblößt die See,
Was lange sie verbarg. Doch nimmermehr
Soll das ein Auge schauen, da der Mensch,
Umschlossen von dem Blendwerk der Zerstörung,
Ist heimgekehrt zu seinen Elementen,
Bevor im vieh'schen Schmerz des letzten Kampfes
Die Elemente sich umklammern und sich winden.
Mit Augenblicksschnelle treibt ins Nichts
Die winz'ge Erde, mit zerbog'ner Achse
Wankt aus der Bahn sie; Sehnsucht, Wissenschaft,
Bildwerke und, was je die Welt geschaffen,
Versinkt in einen Flecken vager Funken,
Die ferne scharfäugige Wächter schauen
Vielleicht am Dunkel ihrer Firmamente
In flücht'gem Glanz. So soll es enden:
Kein jüngster Tag und keine Himmelfahrt;
Denn stirbt der Mensch, dann soll mit ihm verderben
Der Gott, den er sich schuf . . .

Paul Selver.

Ein Nachtstück.

O komm' heraus. Es fall'n hernieder sacht
Die letzten Tropfen Licht aus wolk'gem Blau;
Die Bäume füllt allmählich dunkle Nacht,
Die Flur ist feucht von Tau.

Es schweigt der Wald, nur fern den Hügelhang
Herunter und entlang die weite Flur
Der Regen schleicht, es zeichnet seinen Gang
Nur eine weiße Spur.

Die Blumen sehn wir durch die Lichtung kaum,
Das Gras glänzt schwarz und weiß; es sprüht
So silbern über einem duft'gen Baum,
Der bebt vor unserm Schritt.

Horch nun! So weit, so weit ... der ferne Sang ...
Das Gras nicht raschle unter deinem Tritt.
Die Nacht ist voll von Klängen, ganz entlang
Die Zweige summen mit.

So weit, so vage, scheu sehn wir empor.
Ein trügerischer Ton im Winde schwingt,
Vielleicht im Blut, das klopft in unserm Ohr,
Wie er zu Träumern klingt.

Und wieder schwillt und sinkt der matte Schall.
So fern der Zauberbaum: singt leis im Traum
Die Drossel? Oder wacht die Nachtigall?
Nun still. Wir wissen's kaum.

Edward Shanks.

Ein Sauflied.

Froh drehn mit mir die Straßen sich
Und schleudern schwarze Stein' auf mich —
Holla! Die Welt ist froh!

Daß wie ein Wolkenbruch zergeht
Die Sonne, die sich durstig bläht,
Holla! Die Welt ist froh!

Wie fliegt der Straßenkehricht jetzt,
So wird der Himmel auch zerfetzt —
Holla! Die Welt ist froh!

Das Glück läßt Lumpen wehn und Ranzen,
Am Fenster die Gardinen tanzen
Wie kleine Mädchen festesfroh!

Wer jung, wer alt ist, weiß ich nicht,
Wie Branntwein strahlt das Himmelslicht!
Holla! Die Welt ist froh!

Des Schicksals Puppe nur bin ich
Und toll' im Sturm des Lebens mich —
Holla! Die Welt ist froh!

Ich war so jung, so fromm und gut:
Froh schritt ich durch die Sommerglut,
Holla! Die Welt ist froh!

Nun nag' statt Brot ich mein Gebein
Und lieg' auf nacktem Bett allein —
Holla! Die Welt ist froh!

Ich wollt', ich hätte Fleisch in Haufen
Zu nagen, Brot dafür zu kaufen.
Holla! Die Welt ist froh!

Die Lust verdorrte mir die Brust,
So daß mein Kind verdursten mußt,
Holla! Die Welt ist froh!

Allein such' ich mein Aas mir jetzt
Und leb' und hoff' und sterb' zuletzt.
Holla! Die Welt ist froh!

Die Arbeit bis aufs Blut mich hetzt,
Bis es die Prasser all' benetzt,

Ich Schmutzfink leb' und atme froh
Als Lehmkloß in der Welt, hallo!

Edith Sitwell.

Serenade Bergamasque.

Die hellen Sterne deines Goldhaars sind
Ein gelber Bienenschwarm, der nächtlich fliegt,
Der deiner Augen Blüte schöner find't
Als alle Blüten bleich, enthüllt vom Licht:
Blick' auf, mein Lieb, vom Traum erhebe dich,
Eh' floh'n die Bienen, eh' das Dunkel wich.

Edith Sitwell.

Nocturne.

Des Tages eh'rner Ruhm verklingt;
Trompetenblumen
Umhüll'n der Blätter Glut:
Der Glanz entschwindet,
Verströmt ins Dunkel.

. . . .

Bald flieht der Silbervogel nächtlich
Aus sommerlichem Waldesnest;
Strebt aufwärts
Zum stillen düstren Himmelsdome.
Der luftigen Bäume Blätter wandeln
Sich all' in starre Wasserfälle
— Zu kalten Tropfen,
Die unserm Blick entschweben.
Bis rauschend sie der Wind zerschmilzt
Und Kühlung auf uns niederträufelt;
Der Blumen Glockentürme schwanken, seufzen,
Der Abendduft
Entströmt der Sonnenhülle, —

. . .

Und wir sind wieder frei
Und ruh'n, geborgen in den würz'gen Wäldern.

Osbert Sitwell.

Die Klage des Maulwurfsfängers.

Ein alter Maulwurfsfänger kam
Die öde Straß' entlang,
Sein Hirn betäubt ein schwerer Gram,
Grün schimmern Heck' und Hang.
Auf seinem einsam stillen Pfad
Sieht er nicht Strauch noch Blüt',
An jenem trüben Frühlingstag
Hört er kein Vogellied.
„Seit vierzig Jahren fang ich sie,
Die sahn kein Himmelsrot,
Ich achtet' Blut und Tränen nie,
Und sterben sah sie Gott.
Ich töte vierzig Jahre schon,
Die blind und stumm und zart,
Nun gab der Herr mir meinen Lohn,
Nun bin ich ihrer Art.

Ich schau' nicht Hecke, Hang und Blüt',
Nicht Vogel, Mond und Wald,
Eh' mich das Leben tiefer zieht,
Hol', Herrgott, du mich bald.

Osbert Sitwell.

Tahiti.

Senkt sich aufs Land die Hülle der Nacht,
Schaukelt im Abendwinde mein Schiff - -
Schrilles Geschrei von der Stadt
Spaltet wie Pfeile die Luft,
Wenn im Chor sie singen,
Prall'n des Tages stählerne Pfeile,
Regenschauer, am luftigen Dome.
Die schart'ge Stimme eines Rufers schmettert
Trompetengleich. Banjos und Trommeln
Dröhnen und stöhnen wie Irre
Vor den lehmigen Hütten.

Die Sonne fern, der Spinne gleich
Im wolkigen Gewebe, wallt aufs Meer
Die Wogen schüttelnd, sie mit Blut bespritzend.
Verzweifelnd reckt sie rote Fühler, greifend wild
Die wollenweißen Kämme, und versprüht.
Die Bäume hoch am Strand das Laubwerk schwingen,
Wie auf der Bühne, wie aus Leinwand scharf umrissen.
Das Laub peitscht die Bäume wie Taue die Masten
Des salzgenährten Schiffes.

Die Hülle nächtlich sinkt. Das Babel wächst
Vom Ufer her. Mir träumt, daß ich auch singe
Laternen glühn, — im Wasser zittern
Des Lichtes große Stufen;
Durchnäßt und kalt steig' ich empor
Schwankend auf Gold, das nimmer endet, —
Schreit' schweigend auf das Land zum fernen Mond,
Allein, und klinge wie Glocken klar.

Die trunknen Wolken schlagen einen Gong
Am Horizonte taumelnd, und der Sterne Echo lacht.
Auch dieser Klang erstirbt, der weiße Schaum,
Tropfend wie Milch, nährt liebreich
Ein Weltenall, kehrt Gold in Silber,
Das Häßliche in Schönheit.

Sacheverell Sitwell.

Serenade.

Seufzt leise, regendurchbebte Blätter!
Wehrt nicht mit läss'gen Händen
Dem goldnen Wind!
Laßt seines Odems Flut
Die grünen Ärmel
Nicht netzen euch!
Mit zarten Händen
Treibt sonst ihr von kristallnen Hügeln
Der Sonne frohe Wimpel,
Daß nicht zerrinnt der Regenduft,
Daß nicht die Turteltauben klagen
In ihren schwingenden Palästen.

Girrt sacht, ihr Tauben,
Still, hurt'ge Winde,
Ihr Quellen, rinnt nicht mehr —
Melulla, nun
schau du herab von dem Altan,
Horch' meinem Spiel.

Sacheverell Sitwell.

Ein Haus.

Die Sonne nun begibt sich mit bedächt'ger Trauer
Hinter der Hyazynthenwolken Schleier,
Und alle Stoppelfelder, die sie wärmte, denken
Mit Wehmut nur noch an das fremde Feuer.

Und ich, der Wanderer, noch immer unzufrieden,
Brech' auf von diesem himmlisch schönen Strand,
Mich wendend sehe dann das einz'ge Haus ich wieder
In diesem weiten, wilden, dunklen Land.

Wie hat an jenem Hause doch das Schieferdach,
Die rohe Ziegelfront geändert sich,
Wer machte mit behender, unsichtbarer Hand
So neu es, wunderbar und königlich?

Nicht eine Hand berührte doch den plumpen Bau,
Der schlecht gefüget zur Disharmonie;
Das feste blaue Dach ist gleich in Form und Farbe,
Die Linien waren vordem anders nie.

Die Einsamkeit nur scharf umrissen ragt heraus,
Und da den Himmelsdom enthüllt die Nacht,

Läßt schaudern wieder mich die kleine schwache Welt,
Und herrlich scheint mir alle Menschenmacht.

Und dieser dürft'ge Bau, den hier ein simpler Meister
Gebaut für einen dummen Erdenknecht,
Er mißt an Güte, Pracht und Festigkeit und Kühnheit
Mit dem, was schuf das menschliche Geschlecht.

Die Nacht kommt mit den Sternen, lange wird sie dauern,
Das Haus bleibt stehen unerschütterlich.
Es meidet kühn der Sterne kalte Forscherblicke,
Es kennt der Mitternacht Geheimnis nicht.

Mag es von Donnern zittern und von Stürmen,
Die heulend drohn, mag Hagel niederfahren,
Es wird sie alle tragen heiter und geduldig,
Nicht einmal höhnisch, und des Endes harren.

Mag auch ein ganzes Weltall namenloser Boten
Aus fremden Fernen ihm von Ängsten raunen,
Es wahrt sich doch den Schein des ew'gen Lebens,
Wird hören nicht, doch aufwärts schaun und staunen.

Es stand hier gestern noch, es wird auch morgen stehen,
Wenn niemand seine Häßlichkeit bewacht,
Kein fremdes Aug'; es wird dem Abendhimmel gleichen
In seiner großen, einsam stillen Pracht.

So öde und so klein, mit Welten ringsumher,
Ihm bleibt das Leben, das zum Trotz bereit,
Wenn sich auch furchtbare Geheimnisse verbergen
Und seiner warten noch in Raum und Zeit.

J. S. Squire.

Deirdre.

Laßt niemals eine Frau die Verse lesen;
Sie sind für Männer und für ihre Söhne
Und ihrer Söhne Söhne.

Die Zeit kommt einst, wo unsre Herzen brechen
Wo Deirdres wir und ihrer Mär' gedenken,
Wenn ihre Lippen Staub.

Einst ging an Männerhand auf Erden sie;
Sie sahn ins Aug' ihr, sagten ihren Spruch,
Und sie gab Antwort ihnen.

Vor mehr als tausend Jahren war sie schön:
Sie schritt einher in wogend hohem Gras;
Sie sah die Wolken.

Schon tausend Jahr'! Das Gras ist noch dasselbe,
Die Wolken lieblich, wie sie damals waren,
Als Deirdre lebte noch.

Noch niemals wurde eine Frau geboren,
Die schön wie sie war, sie die schönste doch
Von allen, die geboren.

Laßt alle Männer abseits stehn und trauern,
Kein Mann kann lieben sie, kein Mann
Kann ihr Geliebter sein.

Kein Mann kann beugen sich vor ihr und sagen —
Was könnt' er sagen? Worte gibt es nicht,
Die einer zu ihr spräche!

Nun ist ein Märchen sie, das man erzählt
Am Herd! Kein Mann kann jemals sein
Der Freund der armen Frau.

James Stephens.

Das Rufen des Wassers.

O Wasser, Stimme des Herzens, du rufest immer,
Allnächtlich im Sande so flehentlich,
Ich liege und lausche und hör' doch nimmer
Die Stimme des Herzens in mir, die Stimme der See,
O rastloses Wasser, bin ich es, ich?
Das Wasser ruft nächtlich zu mir voll Weh.

Du rastloses Wasser, du ruhest nimmer,
Bis der Mond und die Fluten in nichts vergehn,
Bis im Westen das Feuer verbrennt für immer,
Und das Herz wird müde und matt und ruft wie die See;
Doch eitel ist sein endloses Flehn
Wie das Wasser, das nächtlich mich ruft voll Weh.

Arthur Symons.

Lied des Wanderers.

Ich hab' genug der Frauen geliebt und gekannt,
Doch lockt bei Nacht und Tage ohn' Ende das Meer und das Land;
Zeigt mir die weiße Straße, den grauen Weg auf der See;
Will frei sein wie Wind und Vogel! — Im Herzen das wilde Weh.

Was soll ich Schmerz begehren und Gold darum geben?
Ich hatte Lieb' und Zähren, doch sind sie nimmer das Leben;
Das Gras spricht mir zu Herzen, die Gischte ins Blut mir schrein,
Die Sonne und Straße leuchten. — Im Becher der Wein.

Ich war so überfroh, ich war auch so weise,
Denn Ziel und Weg sind eins; bald endet die Erdenreise;
Gut Nacht denn und zur Ruhe, ob Herz, ob Ferse voll Weh,
Laßt lang und tief mich schlafen, daß nimmer ich aufersteh'.

Arthur Symons.

Der Webstuhl der Träume.

Ich web' und webe Traum an Traum,
Aus Träumen web' die Erde ich;
In einem kleinen stillen Raum
Beherrsche Land und Meere ich,
Planeten gar besuchen mich.

So web' und web' ich nach und nach
Hinein mein Lieben und mein Leben;
Die Welt vergeht in Ruhm und Schmach,
Stürzt Fürsten, läßt im Blut sie beben,
Ich sitze, Traum an Traum zu weben.

Mir ist die Welt mein Traum allein,
Mein Weben meine Seligkeit;
Die Welt ist immer nur ihr Schein.
Wer weiß, daß Gott vor aller Zeit
Webt Welten aus der Einsamkeit?

Arthur Symons.

Auf eine Weise Rameaus.

(An Arnold Dolmetsch.)

Schwermütig Sehnen nach vergangnen Dingen
Entströmt den Drähten, welkem Dufte gleich;
Welch ewig junge Wünsche mir aus euch,
Ihr lieben bleichen Tasten, flüsternd klingen.

Lilien mit goldnen Herzen, Rosen rot,
Die trug sie auf der Brust, du pflücktest sie,
Den Rest erzählt nur Rameaus Melodie:
Auf kalten Herzen sind die Rosen tot.

Doch seufzen Geister aus den Gräbern nie?
Das Leben weinend kühlt' den Atem dir?
Ach, seufzend träumt im Zimmer das Klavier
Des Todes ewige Melancholie.

Arthur Symons.

Die Brücke.

Ich wanderte heut' so weit:
Allein auf seltsamer Brücke
Dacht' alter Gefährten ich
Von Kummer frei und vom Glücke,
Nicht anders als sie denken an mich.

Sie sind gewesen, die Bösen,
Mir sind die Bösen und Guten
Ein Traum in der Nacht, und sacht
Ertränken des Stromes Fluten
Im Zwielicht alles, was kommt und gewesen.

Kein Wanderer ruht so gut,
Als wenn er zwischen zwei Leben
Noch schwebt, und die Nacht entfacht
Ihr Licht, wenn Schatten umschweben,
Was niemals so lieblich, so fromm und so gut.

Edward Thomas.

Erwartung.

Der Regen fällt in langen Strähnen draußen
Gleich einem starren, strengen Faltenwurf;
In ihm ertönt jahrhundertlanger Klang,
So ist er unvergänglich wie das Schweigen.
In einer schwachen Schale flücht'ger Stunden
Fühl' ich die Ewigkeit um mich sich sammeln,
Um atmend meinen Staub ins Nichts zu wehn,
Mein Staub ist trächtig doch von einem Samen.
Die lange Nacht steht zwischen meinem Schicksal,

Mit mir sich gegen Zeit und Schicksal wehrend,
Im Ewigen die Ruhepunkte suchend,
Um gegen ird'sche Satzung mich zu schirmen.
Der lichte Raum, vom Regen rings umschlossen,
Ein brüllend Dunkel wüst und schattenhaft
Scheint eine traumhaft unheilvolle Freistatt,
Ein zukunftschwangres Haus und eine Falle,
Die trügerisch in das Verhängnis lockt.

Ich harre meines Urteils hier vergebens,
Hör' nur des Regens unhörbares Flüstern.
Die Zeit entschwebet hoch auf einer Brücke,
Darunter Wasser strömend niedereilen.
Das Schicksal schwebt, sich hinter unserm Lachen
In Unheil bergend, blindlings niederfallend,
Wenn schwach wir sind und lachen, weil wir fürchten.

Iris Tree.

Gewissensbisse.

Was triebt ihr denn im trügerischen Glanz,
Was drängtet ihr mit gierig roten Wangen?
Ihr kostetet das Gift vom bunten Glase
Und liebt des Spiegels roten Wiederschein,
Hört raunen Eure Lieder rings im Raum,
Und schmeichelnd flogen tausend wirre Bänder
Kosend und lockend von den Gallerien —
Hier dämmert's, Eure Seele flieht den Pfad herunter.
Die Straße, die zu reiner, weißer Hoffnung führt
Der Morgen reuig, geistergleich, mit Wunderblicken
Tritt ernsten Blicks auf unsern Schutt und Tand —
Die Nacht hat in den Rinnstein, halb gebrochen, Euch geschleudert,
Ihr flieht damit die Straße längs zum weißen Meere.

Iris Tree.

Romanze.

Ich kam, als ich erst dreizehn war,
In ein goldnes Land,
Chimborazo, Cotopaxi
Führten meine Hand.

Mein Vater starb, mein Bruder auch
Schnell wie ein Traum entflieht.
Ich stand wo Popocatapetl
In der Sonne glüht.

Des Lehrers Ruf, der Knaben Spiel
Hört' dumpf von ferne ich,
Chimborazo, Cotopaxi
Ja, sie stahlen mich.

Ein großes, goldnes Traumland war
Mein Schulweg fürderhin,
Da nun Popocatapetl
Im Straßenstaube schien.

Ein goldner schwarzer Knabe ging
Mit mir, ich sprach kein Wort,
Chimborazo, Cotopaxi
Ihr nahmt die Sprach' mir fort:

Ich schaut' verzückt ihm ins Gesicht,
Schön wie kein Blümelein —
Das tat Popocatapetl
Mit seinem Zauberschein:

In Haus und Stadt und Straßenlärm
Träumt' ich trotz Tageshelle,
Chimborazo, Cotopaxi,
Ihr stahlet mir die Seele.

W. J. Turner.

Elan Vital.

Im gelblich-grauen, warmen Schmutz,
Aus dem die Blasen quollen, lag ich da.
Nur eine Zelle,
Rebellisch meines Schöpfers spottend
Und seines blinden Tastens;
Ich wollt' nicht länger Werkzeug sein
Von seinen täppischen Versuchen!

Die andren Zellen,
Eh' sanft sie wieder lösten sich
Ins Wesenlose,
Ob meiner Kühnheit starr
Woll'n sie die Hände strecken,
Um sie beteuernd hoch zu halten.

Ich lachte, wie nur Zellen lachen,
Sprach: „Ich bin das Leben, seht mich leben“,
Und starb im Lachen.

Ich kroch im Schlamm
Der Urzeitschichten,
Umbrüllt vom Donner.
Da ras' im Wahnwitz
Ich als ein knirschend Riesenurtier
Durch nächtlich blaues Farngebüsch.
Und raff' und fress' die saft'gen Kräuter:
Hungrige Teufel, nur
Zu Schwächlingen geboren, werfen
Sich in die Hülle von Gesetz und Zweck,
Von Frost und Feuer, seinem Worte folgend,
Doch ich behende
Wich aus, betrog sie,
Narrte sie, verbarg
Vor ihnen mich.

Nun heult
Ihr Winterstürme nur herauf
Die welligen Täler,
Berstet, daß die Tränen tropfen
Am schwarzen Gestein,
Winselt vor Tür und Fenster;
Ich bin der Mann, der Herr,
Des Menschen Seele,
Der Keim und Samen, der da sprießet
Von Ewigkeit.

Ja lacht nur, wenn Ihr tot
Mich glaubt; Ihr meint zu haben mich
Als Feuer, Wasser, Erde, Luft
Vor Heimweh krank
Nach meinem Urschlamm.
Ich narre Euch; aus finstrem Schacht
Sprüh' ich hervor und stürz'
Ins Dasein, furchtbar kreischend
Vor Lachen.

Ich bin das ewige Leben,
Ob Ihr mich jagtet oder aßet
Im Anbeginn,
Jüngst mir ein sterblich Dogma kündetet,
Ich bin die Auferstehung.
All Eure Kunst
Und kosmisch Wissen

Zerlegt mich nicht, all Euer Schwatzen
Trifft nicht mein Wesen:
Ein Widersinn, zur Tat geword'ner Scherz
Des ersten Tages bin ich,
Ein Alles und ein Nichts.

Sherard Vines.

Moderne Schönheit.

Der Mai ist längst vergangen,
Das Rot verscheucht das Grün;
Die toten Schläfer bergend
Ließ Gott den Klee erblühn.

Schau nicht nach Wolkentempeln,
Da sie der Sturm zerbrach.
Schau, müde roll'n die Wagen,
Der Sturm folgt wirbelnd nach.

Schwarz starren unsre Fenster,
Der Hausrat ist verstaubt,
Und unsre Frauen weinen,
Denn jede ist beraubt.

Die Häuser sind zerbrochen,
Entwichen ist das Licht,
Du findest in den Trümmern
Zur Nacht die Schläfer nicht.

Sherard Vines.

Dreikönigstag.

Mir ist ein Maientag
Wie der Dreikönigstag,
Wenn klingt der Vögel Gruß:
„Creator Spiritus",
Wenn er in jedem Nest
Sein Wunder wirken läßt,
Wenn weiß die Dornenblüt'
Als hehre Krone glüht,
Wenn schwärmt der Regenpfeifer
Im Dienst des Herrn voll Eifer,

Wenn jeden Wald und Strauch
Durchwehet Gottes Hauch,
Kein Menschenauge, ach,
Sah d e n Dreikönigstag.

Sherard Vines.

Immer die Armen.

Der Sturm steht auf und rast nach Herzenssinn
Auf allen Dächern und auf freier Flur.
Die Sonn' im goldnen Kleide prahlte nur,
Sie muß mit Sehern und mit Sängern fliehn,
Da ew'ge Nebel sie ins Dunkel ziehn.
Zerbrochne Schilde sind des Kampfes Spur,
Die Streiter sinken müd' auf ihnen hin:
Die Schlacht verstummt, es dunkelt die Natur.
Der Vorstadt, wo die Arbeit hausen muß,
Der lärmerfüllten, ist nie Ruh' verliehn,
Die engen Straßen starr'n von Schmutz und Ruß;
Mag's Spielgrund, Schlachtfeld oder Marktplatz sein,
Wo tausend sterben, werden hundert blühn,
Wo tausend welken, Tausende gedeihn.

Sherard Vines.

„So soll es enden in der Tat".

So soll es enden in der Tat:
Ein Schädel grinsend, lehmbeschwert?
Wär's wahr, daß jeder grüne Pfad
Zu jenem eklen Hause kehrt?

So lang' dein süßer Mund geschwellt,
Mich deine Augen noch entzücken,
Begehr' ich keine andre Welt,
Soll nur die eine mich beglücken.

William Watson.

Ein Todestraum.

Am fremden Ort starb jemand, träumte mir,
Fern jeder lieben Hand;
Sie nagelten ein Dach aus Brettern ihr,
Die Bauern von dem Land.
Sie pflanzten, wundernd sich, Zypress' und Eibe
An ihrem stillen Ort:
Ich komm' und auf ein hölzern Kreuz ich schreibe
Nicht mehr als dieses Wort:
Schön war mein erstes Lieb', doch schöner noch
Dies Mädchen bei den Bäumen:
Ich hört' den Wind, ich sah die Sterne hoch
Voll Trauer träumen.

William Butler Yeats.

Ein Wiegenlied.

Die Engel durchziehen
Dein Ruhezimmer;
Es treibt sie, zu fliehen
Das Todesgewimmer.

Gott droben muß lieben
Dich bestes der Kinder,
Die strahlenden Sieben
Freu'n sich nicht minder.

Und ich muß dich küssen,
Mein Lieb', immerzu;
Wie werd' ich dich missen,
Wenn größer du.

William Butler Yeats.

Der Gesang des wandernden Aengus.

Da mir's im Kopfe brannte schier,
Ging ich heraus zum Haselwald,
Ich schnitt und schält' mir einen Stab,
Hing daran eine Beere bald;
Die Sterne flimmern, flackern hoch,
Und weiße Falter schwirren schnelle,
Ich taucht' die Beere in die Flut,
Fing eine silberne Forelle.

Ich legte auf die Diele sie,
Die Glut entfachte ich zu Flammen,
Da naht' sich raschelnd etwas mir,
Und jemand rief da meinen Namen:
Es ward ein glitzernd Mägdelein,
In ihrem Haar hing Apfelduft,
Rief meinen Namen, rannte fort,
Verschwand aufleuchtend durch die Luft.

Ich altre auf der Wanderung
Durch Täler tief und Hügelland,
Doch will ich rastlos suchen sie,
Mich lockt ihr Mund und ihre Hand;
Ich streif' im langen bunten Gras
Und pflück' bis an der Zeiten Grab
Der Sonne goldne Äpfel mir,
Vom Mond die Silberäpfel ab.

William Butler Yeats.

Gesang aus „Das Land des Herzenswunsches".

Der Wind aus des Tages Toren braust,
Das einsame Herz ist welk und verdorrt,
Da wild darüber der Sturmwind saust
Und Feen tanzen am öden Ort,
Milchweiße Füße drehend zum Kreise,
Milchweiße Arme reckend so hoch;
Sie hören des Windes lachende Weise
Vom Lande, wo schön die Alten noch,
Wo fröhlich selbst klingen der Klugen Zungen,
Doch sagte in Coolaney ein Ried:
„Hat der Wind gelacht, gemurmelt, gesungen,
Ist das einsame Herz verwelkt und verblüht."

William Butler Yeats.

Der Fiedler von Dooney.

Spiel' ich die Fiedel in Dooney,
Dann tanzen sie wild wie die See,
Mein Vetter ist Priester in Kilvarnet,
Mein Bruder in Moharabuiee.

Einst kam ich bei ihnen vorbei:
Sie beteten ihr Brevier!
Doch ich las im Liederbuche,
In Sligo kaufte ich's mir.

Und geht es mit uns zu Ende,
Dann lädt uns St. Peter vor,
Drei alte Geister begrüßend,
Und ruft mich zuerst durch's Tor.

Die Guten sind immer fröhlich,
Wenn ihnen nichts widerfährt,
Die Fröhlichen schätzen ein Tänzchen
Und halten die Fiedel wert.

Und wenn die Leut' mich erspähen,
Dann kommen sie alle her:
„Das ist ja der Fiedler von Dooney."
Und tanzen wild wie das Meer.

William Butler Yeats.

Bête humaine.

Ich ritt im Ruwu-Sumpf, ich sah erhellen
Die Sonne früh die Welt, und als die Strahlen
Auf die verschlafnen schlanken Halme fallen,
Belebt die lichte Luft sich mit Libellen:
Mit großen Augen, zarten Schwingen streichen
Die leuchtend roten Leiber, schlank und jach.
Ich zielt' nach einer, traf sie, und sie lag
Leblos, geknickt, ich sah die Farben bleichen . . .
Und Gram befällt mein Herze und ein Zagen
Ob meiner unbedachten Grausamkeit,
Daß ich in einer eitlen Laun' erschlagen
Ein Wesen, dem der Flug die Lebensfreud':
Es mordet auch das Raubtier, doch wozu?
Es tötet, um zu leben. Aber du?

Francis Bret Young.

Nachtrag.

Graue Dämmerung.

Im Herzen der Rose
Wohnt nächtlicher Kummer.
Die Lilien klagen,
Es weinen die Winde,
Wenn sie in Schlummer
Die Sterne jagen.

Zu Stein sind die Götter geworden,
Zu Seufzern die Lieder,
Da der Sterne Gold
Die Himmelspforten
Schmückt niemals wieder.

F. V. Branford.

Der Regenbogen.

Wo Wolkenzinnen vor dem Donner beben
Am Felsenschnee, der Regenbogen jagt
Auf lichten Sohlen, um empor zu schweben
Trotz bietend des Orkanes stolzer Macht;
Schwarz flattern Wimpel aus des Sturmes Haaren,
Daraus der Führer Augen leuchtend starren,
Sie wollen einen Flammenteppich winden,
Ihn um des Himmels blaue Feste winden.

F. V. Branford.

Kriegsgesang der Sarazenen.

Wir reiten tagaus tagein, das Schicksal holt nimmer uns ein,
Die Pforte aus Elfenbein wird stürzen, ihr Fürsten bleich!
Kein Schlummer winkt uns auf Seide, kein Abschied im
Sterbekleide
Von Frauen, die weinen im Leide, von Kindern, die beten zugleich.
Uns führt der Gestirne Lauf, wir schlafen im Lager zuhauf,
Wir stehen im Jubel auf, im Haare des Windes Gezweig'.

Von Indien sind wir geritten, bis wir Merou uns erstritten,
Bis Stern und Stahl in der Mitten von Rums Ruinen erstrahlten.
Wir schauten die Pyrenäen, wir werden sie wiedersehen,
Am Ufer der Ebene stehen, wo Wasser des Schicksals wallten.
Der Todeshandel war schwer, das Schwert gab zum Makler
sich her,
Jalula entsetzte sich sehr, als Todesmarkt wir gehalten.

Der Wüste Arzt war der Speer, die Ehrsücht'gen heilte er,
Trieb viele ins Todesmeer mit bitterkräftigem Trank.
Der Schild, der dem Narren zur Qual, erglänzt' wie des Meeres
Kristall,
Reckt' hoch sich wie Stambuls Wall, wenn Reiter dröhnten
entlang.
Der Feige und Tapfre fand, wenn wilder die Schlacht entbrannt,
Ein Grab in dem Wüstensand, und Gott den Ruhm im Gesang.

James Elroy Flecker.

Areya.

Um unsre Lieb zu weih'n, erstand die Stätte hier,
Dies Haus aus braunem Stein für uns zu ruhn darinnen;
Die Blüten an den Felsen sollten kosten wir;
Durch Felsgeklüfte sollten wir die Höhn gewinnen,

Die schauen übers Meer, daß unsre Sinne reichen
Zum Himmel Syriens auf steilem Wogenwall:
Nachts wird der Himmel uns aus bleichem Purpur weichen,
Gleich wie der Berge Nebel hinterm Hause fahl.

Vor unserm Hause stehn drei braune Bogen stumm;
Ein kleiner hinter uns, wo wächst all der Jasmin;
Wie Liebesarme Ros' und Sommer ringsherum;
Jenseits der fröhliche Granatbaum rot und grün.

In zärtlichen Minuten hab' ich dort geschrieben
Dies schlechte gute Lied, das ich wie dich muß lieben.

James Elroy Flecker.

Die goldene Reise nach Samarkand.

(Prolog)

I.

Wir singen, kürzend eure Pilgerfahrt,
Da Schönheit lebt, ob auch die Lilien stumm,
Wir Dichter von der stolzen alten Art,
Wir suchen eure Herzen, doch warum?

Von Schiffen, Sternen, Inseln klingt die Mär',
Von guter Menschen Heimat, wunderlich,
Wo westlich bleicht die Rose nimmermehr,
Wo westlich Wind und Schatten senken sich:

Weißbärt'ge Weltenherrscher murmelnd liegen
In Wäldern schlummernd dort; der Efeu will
Um ihre Brust sich immer enger schmiegen,
Den Weg sich bahnend rot und tief und still.

II.

Wie trügen euch? Der Tod wird Schlaf nicht finden
So tief und warm wie jenes Ostens Sand,
Wo helle Treu und Schönheit derer schwinden,
Die gehn den goldnen Weg nach Samarkand.

Nun warten friedlich sie, um weiß zu werden,
Die Herrscher, Dichter und die Reinen all:
Es kommt die Zeit, wo alles auf der Erden
Erbleichen wird wie du und ich einmal.

Wenn jene langen Karawanen kühn
Nicht wandern mehr beim Silberglockenklang,
Um Ruhm und um Gewinn nicht weiter ziehn,
Erquicket von der Palmenquellen Trank.

Wenn sich zur ew'gen Sonntagsruh' gerüstet
Die großen Märkte an dem Meere fern:
Wenn nach dem Frieden selbst die Lieb' gelüstet,
Und wenn die Erd' nur ein erblichner Stern.

James Elroy Flecker.

Rioupéroux.

Bergeshöhn bewachen stolz Rioupéroux,
Ärmlich' Dörfchen, wo das Wasser treibt der Arbeit Rad:
Zart wie Anemonen, weiß und zart warst du,
Und wie die Narzisse senktest du das Haupt so matt.

Ich zieh' die feinen Kleider aus; mit Wams und Wanderschuh'
Will ich nach Frankreich wieder, wandern durch das Tal,
Will schaffen in dem düsteren Rioupéroux,
Will scherzen mit dir, herzen dich wie keiner, tausend Mal.

James Elroy Flecker.

Die Brücke.

Eie einz'ger Bogen zwischen schwarzen Ufern,
Springt abends leichten Schritts des Stromes Brücke
Zur andren Seite auf die alte Straße,
Die, zu den Weiden neigend sich, ins Laubwerk gleitet:
Die Stadt verläßt sie, und sie sucht die Hügel,
Auf dessen Höhn das Meer die Wandrer finden;
Tiefbusige Stromestäler weit sich öffnen
Zum Ozean, wo still die Sonne sinkt.

Der einz'ge Bogen jener Brücke
Gleicht eines einz'gen Lebens Gipfel;
Die Hügel vor ihm stehen offen,
Versperrt die Tore hinter ihm,
Darunter feierlich
Die grauen Wasser gleiten
Im Herbsteszwielicht Stern' und Ufer spiegelnd,
Zum Meer, das alles kennet und verschlingt.

Auf braunem Roß trabt jemand hier vorbei
Rosen verstreuend;
Auf seinem Roß hält jemand auf der Höh',
Die Hand gespannt um einen goldnen Becher;
Mit jähem Griff wirft jemand
Den leeren Becher ins Wasser;
Vorbei ritt jemand
Ins Reich der Schatten.

John Gould Fletcher.

Der Stern.

Ein Stern wacht' über mir, da ich geboren;
Die blauen Gipfel war'n verhüllt,
Das Meer getaucht in Nebel, aber fern
Da schien ein einz'ger Stern.
Er glühte ohne Ende,
Stumm spähend durch die Nacht, hing er
Über der Dunkelheit,
Daraus ich heimlich stieg.

Die Gipfel am Morgen
Donnerten in der Schöpfung —
Das grüne Meer stand auf
Und fegte rein den Strand.
Nun schwieg die weite Erde,
Es schwieg der Horizont:
Als zwischen Land und neunter Woge ich
Emporgetaucht.

Es war ein Stern, der meines Kommens harrte.
Ich streckt' die Hand aus, ihn zu greifen;
Der Himmel barst sofort
Und streifte sich mit Licht;
Der Blitz floh die Gipfel herab und traf die engen Täler,
Unstete blaue Flammen flackerten am Gestade,
Die Berge tanzten in Purpur,
Die Erde brüllte in tiefer Freude.

Ein einz'ger Stern brennt fern heut' Nacht am stillen Himmel:
Das Meer verbirgt sich hinter ihm;
Die Berge ziehen die grauwollenen Mäntel eng um die Schultern.

Es regt kein Lüftchen sich.
Nur der Gedanke an den Einen,
Der über die Meere schweigend wandert
Unter dunklerem Stern als jener,
Der sah, wie ich geboren.

John Gould Fletcher.

Der Pflüger am Pflug.

Wie er hinterm Pflug sich strafft,
Fest umspannt den festen Schaft,

Sorgt er sich um Kriege nie,
Nimmer um Philosophie,

Um den Wind nur, der ihm lieb
Als des Jahres einz'ger Trieb,

Um die Erde nur, die klar
Blickt ins Antlitz Gottes gar.

Mehr als Kunst und Glaube strahlt
Mir aus seines Werks Gewalt;

Seine Faust birgt mehr an Macht
Als der Pyramiden Pracht;

Seine Brust ist zäh und fest
Wie der trotz'ge Everest;

Wucht'ger als des Pflügers Blut
Woget nicht des Weltmeers Flut.

Er, die Pflugschar und sein Pferd,
Sie allein sind wahr und wert.

Nach der Dämmrung Gott ihn sucht,
Und er trägt der Erde Wucht.

Louis Golding.

Der Dom.

Mein Herz ist ein gewalt'ger Dom, wo du
Verherrlicht wirst im schweigenden Gebet.
In seinem tiefsten Schrein, wo Schatten schlafen,
Da steht dein Bild; als keusche weiße Priester
Verharrn dort meine Sinne, um zu preisen
In brünstiger Verzückung deinen Namen.
Im schweigenden geheimnisvollen Dunkel
Stehn meine Träume dort wie Riesenkerzen
In des Gemäuers ausgehöhlten Nischen
Und flackern dort mit bleichen klaren Flammen
Umkränzet vom Opal der Weihrauchwölkchen,
Die wie Gespenster auf zur Kuppel steigen,
Die Beter sind mir der Erinnrung Schatten,
Doch über allen schwebt dein hehrer Geist.

Claude Houghton.

Die Mönche.

Als ernste Mönche schreiten die Gedanken
Durch meiner Seele nebelhafte Klöster,
Gesenkten Haupts; die glüh'nden Augen lesen
In dem Brevier der Lieb', die Perlen zählend
Am Rosenkranze der Erinnerung:
Sie gehn den ganzen Tag verzückt in Andacht;
Wenn nächtlich sich verhüllt die Welt in Schleier,
Dann knien sie in ihren stummen Zellen
Vor dem erhabenen Geheimnis „Liebe"
Und weihen endlos betend deinen Namen.

Claude Houghton.

Wandererfreude.

So oft die Lieb' auch betteln geht,
Man stillet ihre Wünsche nie;
Doch ist sie reicher als sie weiß,
Wenn heimgekehrt mit Schätzen sie,
Die sie im Herzen aufbewahrt —
Als einz'gen Lohn die Pilgerfahrt.

Ich schritt voran so hoffnungsvoll,
Mit wundem Fuß kehrt' ich zurück;
Doch das, was noch im Halme steht,
Die Mühe selber ist mein Glück;
Mein Herz durchschwebt unwandelbar
Der ewig blauen Wolken Schar.

Fern lagst du einem Wunder gleich,
Verborgen meinem Augenlicht:
Die Städte, Türme ragten schön
Im Glanz; doch sie erstrebt' ich nicht,
Doch hab' durch sie ich dich erblickt —
Noch fern, doch näher mir gerückt.

Und wie dem Herz ein Heimatland
Bereiten Täler, Ströme, Höhn,
Die jede Brücke heimlich füll'n,
So Türme, Städte, Hügel stehn
Und Lieb' dahinter, hell im Schimmer
In meines Herzens Schatzhaus immer.

Laurence Housman.

Grablied im Walde.

Die Fichte im Sturm sich neigt,
Zu Füßen ihr
Jeder Lufthauch schweigt;
Stumm wie das Moos, das erglüht
Am Stamme und das umsprüht
Die Wurzeln dort und hier.
Die Toten fall'n vom Baume,
Sie sind still wie am Meeresgrund.
Doch droben im Raume
Da raset das Leben bunt
Wie Wolken in wilder Flucht;
Und wir gehn
Und fall'n wie des Baumes Frucht,
Auch wir, auch wir
Verwehn.

George Meredith.

Mondlicht.

Die Bucht ist regungslos, still wie schneeige Gipfel
Mit ragend weißen Kämmen, unerreichbar schier
Vom öden östlichen Sand.
Das Meer ist zauberhaft, nicht Form, nicht Stoff,
Zart, unstet, wesenlos,
Ein himmlischer See, flüssiges Licht,
Eine Seele, körperlos,
Ein Urgeist, unfühlbar, ungreifbar,
Getaucht zum Bade in des Mondes weißer Flamme.

Myriaden Stäubchen mit Feuer gesprenkelt,
Ein leuchtend Sternbild, ein glitzernd Wunder.

Die schwarzen Kohlenschiffe tragen gelbe Lichter,
Die in dem Meer sich spiegeln, tausendfältig schimmernd,
Sich brechen konzertinagleich und sich phantastisch formen.

Eines großen Sternes Strahl wirkt in den Wogen
Eine Blütenkette aus Silber und Gold,
Die unstet funkelt und flackert.

A. E. Tomlinson.

Inhalt.

Berichtigungen und Druckfehler.

S. 17: lies „Himmel“ statt „Himmnl“.
S. 24: lies „etwas“ statt „Etwas“.
S. 27: lies „weht“ statt „dringt“, „späht“ statt „blinkt“.
S. 30: lies „Der Mond fängt wieder an,
Zu sprenkeln die Äpfel mit meergrüner Pracht“
statt „Der Mond darf wieder nahn
Und sprenkelt die Äpfel mit meergrüner Pracht“.
S. 39: lies „Es strömte des Regens Weise“ statt „Es schwoll die schäumende Weise“.
S. 54: lies „Im“ statt „m“.
S. 56: lies „Mit“ statt „Bit“.
S. 57: lies „begraben“ statt „begrahen“.
S. 63: lies „Schau“ statt „schau“.
S. 64: lies „J. C. Squire“ statt „J. S. Squire“.
S. 75: lies „Brett“ statt „Bret“.
S. 76: lies „einen Flammenteppich binden“ statt „winden“.
S. 79: lies „der Mühle Rad“ statt „der Arbeit Rad“.
lies „Ein“ statt „Eie“.

